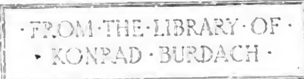
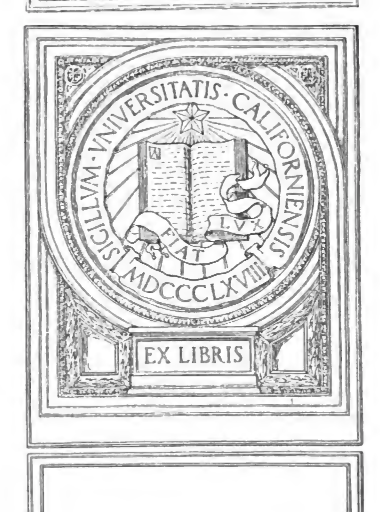
MUNDART UND SCHRIFTSPRACHE IM ELSASS

Wilhelm Kahl




·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·


SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



MUNDART UND SCHRIFTSPRACHE

IM

ELSASS.

VON

DR. WILHELM KAHL

KOMM. KREISSCHULINSPEKTOR.

ZABERN



DRUCK UND VERLAG VON A. FUCHS

1893.

Vorwort.

Der Normallehrplan für die deutschen Elementarschulen in Elsass-Lothringen setzt dem Unterrichte in der deutschen Sprache als Ziel: „Fertigkeit im richtigen mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck.“

Dass die Mundart, in der die Schüler aufwachsen und deren sie sich ausserhalb der Schule fast ausschliesslich bedienen, der Erreichung dieses Zieles grosse Schwierigkeiten entgegensetzt, ist längst anerkannt. Der Lehrer sollte deshalb wissen, zu welchen Fehlern die Schüler durch die Mundart vornehmlich verleitet werden, da er nur so den Einfluss der Mundart auf die Sprache seiner Schüler erfolgreich bekämpfen kann.

Unter diesem Gesichtspunkte ist die vorliegende Arbeit entstanden. Hauptsächlich berücksichtigte ich die im Elsass gesprochene Mundart, da ich sie durch langjährigen Aufenthalt in dem schönen Lande, das mir zur zweiten Heimat geworden ist, besser kenne als andere deutsche Dialekte; doch habe ich auch aus diesen mancherlei herbeigezogen. So werden denn auch diejenigen Lehrer, welche nicht auf elsässischem Sprachgebiete unterrichten, in meiner Arbeit viele grammatische Eigentümlichkeiten verzeichnet und verwertet finden, die ihnen aus der heimischen Mundart bekannt sind.

Die mundartlichen Belege, die ich in ausreichender Menge beigebracht zu haben glaube, habe ich im Druck besonders hervor-

gehoben und in einer sich der Schriftsprache annähernden Form mitgeteilt, die hoffentlich leicht und bequem gelesen werden kann, anderseits aber die Mundart möglichst getreu wiedergiebt. Im wesentlichen diente mir hierbei Arnolds bekanntes, 1816 erschienenes Lustspiel in Strassburger Mundart: „Der Pfingstmontag" als Vorbild, dem ich jedoch nicht überall, z. B. in der Schreibung der Diphthonge, folgen konnte. Selbstverständlich habe ich an den aus dem Pfingstmontag selbst angeführten und nach Aufzug, Auftritt und Vers genau bezeichneten Beispielen nichts geändert.

Leider fehlen uns noch für die Grammatik allgemein anerkannte deutsche Bezeichnungen. Während sich Hauptwort, Eigenschaftswort, Fürwort, Zeitwort u. a. ziemlich eingebürgert haben, hat sich der Sprachgebrauch noch nicht mit derselben Übereinstimmung für die Verdeutschungen von Diphthong, Konjunktiv, Adverbium, Praeposition u. s. w. entschieden. Solange wir aber in dieser Hinsicht nicht zu der wünschenswerten Einheit gelangt sind, hielt ich mich für berechtigt, neben den deutschen Bezeichnungen die der lateinischen Grammatik entlehnten zu gebrauchen. Ich hoffe dadurch auch denjenigen Lehrern verständlich zu werden, welche noch an die alte grammatische Kunstsprache gewöhnt sind.

Nicht selten musste ich mich auf Andeutungen beschränken, die aber genügen werden, dem strebsamen Lehrer für eigene Untersuchungen und Zusammenstellungen den richtigen Weg zu weisen. Demselben Zwecke können die den Anmerkungen zugewiesenen wissenschaftlichen Belegstellen dienen, die zugleich zeigen mögen, dass die Mundart wissenschaftlicher Durchforschung und Bearbeitung ebenso würdig und ebenso fähig ist, wie etwa das Althochdeutsche oder irgend ein anderer Zweig der deutschen Sprache.

Die gebrauchten Abkürzungen sind die allgemein üblichen: ahd., mhd., nhd. = alt-, mittel-, neuhochdeutsch; Gr. = Grammatik; Jahrbuch des V. C. = Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens, herausgegeben von dem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs; Z. f. d. A. = Zeitschrift für deutsches Altertum; Al. = Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses, Oberrheins und

Schwabens von Birlinger. Die Titel der Bücher sind an der Stelle, wo zum ersten Male auf sie verwiesen wird, vollständig mitgeteilt; später ist nur der Name des Verfassers oder der Zeitschrift angegeben.

Berichtigungen und Ergänzungen, namentlich wenn sie das bis jetzt noch so wenig durchforschte syntaktische Gebiet betreffen, werde ich stets dankbar entgegennehmen und gelegentlich benutzen.

Es sollte mich freuen, wenn das Büchlein auch ausserhalb der elsässischen Lehrerschaft, an die es sich zunächst wendet, Leser fände. Denn mein Streben ging dahin, nicht nur dem Lehrer ein Hilfsmittel für den Unterricht in der deutschen Sprache zu bieten, sondern auch weitere Kreise auf die wichtigsten Eigentümlichkeiten der elsässischen Mundart aufmerksam zu machen und hierdurch einen Beitrag zur elsässischen Volkskunde zu liefern. Mit Recht sagt Arnold im Vorbericht zur ersten Auflage seines Pfingstmontags: „In jeder Volksmundart spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, aus welchem sich in feinen Abstufungen eine besondere Nationalcharakteristik ergiebt.“ Und Osthoff bemerkt: „In der Mundart hat jedesmal der einzelne Volksstamm auch seinen Charakter ausgeprägt.“

Zabern, den 1. März 1893.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Die Wurzeln der neuhochdeutschen Schriftsprache reichen bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurück[1]). Unter Ausgleichung der obersächsischen und österreichischen Mundart wurde in der Prager Kanzlei eine Urkundensprache geschaffen, welche die Sprache der kaiserlichen Kanzlei auch dann blieb, als die Herrschaft von den Luxemburgern an die Habsburger überging. Um die allgemeine Anerkennung dieser Kanzleisprache hat sich namentlich Maximilian grosse Verdienste erworben. Seit Maximilian waren die Schriftstücke, die vom Kaiser ausgingen, in der gleichen Sprache verfasst, in welchem Teile Deutschlands sie auch entstanden sein mochten. Besonders wichtig war es nun, dass die kursächsische Kanzlei in dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts, etwa nach 1485, die Sprache der kaiserlichen Kanzlei annahm.

In dieser Sprache schrieb Luther seine reformatorischen Schriften, seine Bibelübersetzung und seine Kirchenlieder und gab ihr dadurch eine Verbreitung, welche ihr die Urkunden, die von den Kanzleien ausgingen, niemals hätten geben können. Luther sagt selbst: „ich brauche der gemeinen deutschen Sprache, dass mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der Sechsischen Cantzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“

Der Weg zur deutschen Spracheinheit war aber noch weit. Im sechzehnten Jahrhundert kann von allgemeiner Herrschaft der Sprache Luthers, den man darum nur in beschänktem Sinne den „Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache“ nennen kann, nicht

[1]) Vgl. zum folgenden Osthoff Schriftsprache und Volksmundart 1883 S. 4 fg; Behaghel Die deutsche Sprache 1886 S. 35; auch sonst ist die Entwicklungsgeschichte der hochdeutschen Schriftsprache öfters dargestellt worden.

die Rede sein, schon allein aus konfessionellen Rücksichten nicht.[1]) Erst im XVII. und XVIII. Jahrhundert begann eine gemeingiltige hochdeutsche Schrift- und Büchersprache sich im ganzen deutschen Reiche festzusetzen. Besonders Opitz und Gottsched haben sich um die Feststellung dieses sog. Neuhochdeutsch verdient gemacht. In einer Zeit, in der die deutsche Sprache in eine Menge von Sondersprachen ebenso zu zersplittern drohte, wie das Reich in eine Fülle von Einzelstaaten sich auflöste, sind diese Männer, besonders Gottsched, die Gesetzgeber der deutschen Sprache geworden. Alles Mundartliche ward verpönt; sorgsam ward über „Reinigkeit und Dignität" der Sprache gewacht; alle „Provinzialismen und Idiotismen" wurden ausgemerzt; und so wurde — wenn auch nicht ohne Zwang und Gewalt — die neuhochdeutsche Schriftsprache und damit die Spracheinheit in Deutschland geschaffen.[2])

Diese Sprache wurde zu dem kräftigsten Bindemittel zwischen den verschiedenen Gliedern und Stämmen des deutschen Volkes. In dieser Sprache fanden sich die Deutschen aus Nord und Süd, Ost und West zusammen. Diese Sprache liess uns jene grosse Blüteperiode der deutschen Dichtung um die Wende des XVIII. Jahrhunderts erleben. Sie liess das Verlangen nach politischer Einheit niemals verstummen; und so hat Wilhelm Scherer Recht, wenn er sagt:[3]) „Unsere Schriftsprache ist ein Erzeugnis des altdeutschen Kaisertums, und umgekehrt: das neudeutsche Kaisertum ist ein Erzeugnis der deutschen Schriftsprache und ihrer Litteratur."

Gar nicht, oder doch nur wenig von dieser hochdeutschen Schriftsprache berührt und beeinflusst haben sich nun die Mundarten entwickelt, deren Stammbaum sich in ununterbrochener Reihenfolge bis auf die geschichtlichen Anfänge des deutschen Volkstums zurückverfolgen lässt.

In „Dichtung und Wahrheit" sagt Goethe einmal treffend: „Jede Provinz hat ihren eigenen Dialekt und ist auch berechtigt dazu; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die

---

[1]) Interessante Belege hierfür giebt Behaghel S. 37; ich füge noch hinzu, dass die Ratsprotokolle der reformierten Stadt Zürich sich erst zwischen 1650 und 1675 dem Schriftdeutsch anbequemten; vgl. auch Klaus Groth Über Mundarten und mundartige Dichtung 1873 S. 5.

[2]) Osthoff S. 8.

[3]) Scherer Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich 1874 S. 49. Weinhold Über deutsche Dialektforschung 1853 S. 1.

Seele Atem schöpft.“ Es hat freilich lange gedauert, bis diese Würdigung der Volksmundarten sich überall Bahn gebrochen hat. Lange Zeit war man gewohnt, auf die Mundarten als eine Abart des Hochdeutschen verächtlich herabzublicken. Diese letzten Nachklänge aus den Zeiten Gottscheds sind jetzt verschwunden; und seitdem der Begriff der Entwicklung, des geschichtlichen Werdens, sich auch in der Behandlung der deutschen Grammatik Geltung und Anerkennung verschafft hat, wissen wir, dass die Mundarten kein verderbtes Hochdeutsch sind.

Seitdem man angefangen hat, gerechter über die Mundart zu urteilen, hat es nicht an Versuchen gefehlt, den Dialekt in den Bereich des deutschsprachlichen Unterrichts hineinzuziehen. Die Einen verlangen, dass der Unterricht in der Volksschule von der gesprochenen Mundart ausgehen müsse, da sie „die eigentliche Muttersprache des Schülers sei, mit der er aufwachse, das ursprüngliche Organ seiner Gedanken und Empfindungen[1].“ Andere dagegen verlangen nur die Anlehnung grammatischer Übungen an den Sprachgebrauch der Mundart, damit die Schüler grössere Fertigkeit im richtigen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Schriftsprache erlangen. Es muss der Geschichte der Methodik des deutschen Unterrichts überlassen bleiben, diese Versuche eines Burgwardt[2], Gutbier[3], Honcamp[4], Hegener, Raumer[5], Haug, Hoos[6], Winteler[7], Habrich[8] u. a. eingehend darzustellen

[1]) R. v. Raumer Der Unterricht im Deutschen in K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik 4. Aufl. 1873 III, 194.

[2]) Ich erwähne hier nur seine anspruchsvoll geschriebenen: Morgenstimmen eines naturgemässen und volkstümlichen Sprach- und Schulunterrichts 1857.

[3]) Frommann Deutsche Mundarten 1854 I, 24.

[4]) Seine, sowie Hegeners Schriften zählt Raumer a. a. O. S. 198 Anm. 1 auf.

[5]) Raumers Abhandlung über den „Unterricht im Deutschen“ ist auch im Sonderabdruck erschienen; vgl. ausserdem Frommann II, 375.

[6]) Haug und Hoos Die Grammatik in der Volksschule 1868. Die hier erörterten Grundsätze sind verwertet in den „Grammatischen Übungen“ von Haug, welche neuerdings Oberlehrer Lippert herausgiebt und die manchen brauchbaren Hinweis auf Eigentümlichkeiten des elsässischen Dialekts enthalten. Doch gehört manches, was H. als elsässisch anführt, nicht dem Elsass, sondern Haugs Heimat Württemberg an; so wenn er z. B. III, 10 *voll, sann, rann, schwamm, ritt, litt, pfiff, griff, sott, zusammen* als dialektisch lang gesprochen angiebt. Die gedehnte Aussprache dieser Wörter ist schwäbisch, aber nicht elsässisch (Frommann II, 105; 111). Auch manche andere Angaben sind zu berichtigen.

[7]) Winteler Ueber die Begründung des deutschen Sprachunterrichts auf die Mundart des Schülers 1878; lobend besprochen in Lübens Jahresbericht 1879 S. 397.

[8]) Habrich Fertigkeit im mündlichen Ausdruck und grammatischer Unterricht in der Volksschule in Kehrs Pädag. Blättern XII, 1 fg.

und zu würdigen. Ich will noch erwähnen, dass die am 28. Mai 1890 zu München abgehaltene Hauptversammlung des „Allg. deutschen Sprachvereins“ den Wunsch ausgesprochen hat, der Unterricht in der deutschen Sprache möge mehr als bisher an die heimischen Mundarten anknüpfen.[1]) Der hierdurch gegebenen Anregung verdanken wir den trefflichen Vortrag, den Seminardirektor Dr. Stehle auf dem oberelsässischen Lehrertag 1891 gehalten hat: „Bedeutung des Dialektes für den Unterricht in der hochdeutschen Sprache.“

Im folgenden soll nun ein praktischer Beitrag zur Lösung der Frage gegeben werden, inwiefern die Mundart im deutschen Unterrichte berücksichtigt werden kann; und zwar soll zuerst gezeigt werden, wie weit die Kenntnis der Mundart, besonders derjenigen Eigenheiten des Dialekts, die dem Schriftdeutsch gegenüber als fehlerhaft erscheinen, dem Lehrer in seinem Bestreben, reines und richtiges Hochdeutsch zu lehren, förderlich sein kann. Sodann soll dargethan werden, welchen unmittelbaren Nutzen der Unterricht aus der Mundart zu ziehen vermag.

Die Schüler in dem sicheren Gebrauch des Schriftdeutsch zu üben, muss das unverrückbare Ziel des deutschen Unterrichts sein und bleiben. Und wenn nun gewünscht wird, dass der Unterricht mehr als bisher an die heimischen Mundarten anknüpfen solle, so ist damit schon angedeutet, dass nur von einer gelegentlichen Herbeiziehung die Rede sein kann, nicht aber von einer planmässigen unterrichtlichen Behandlung, die sich etwa die Erlernung des mundartlichen Deutsch zum Ziele setzte.

Denn ich will hier von vornherein in Kürze die Ansicht abweisen, welche in Ottos Thesen für den deutschen Sprachunterricht S. 6 in folgender Form erscheint: „Im allgemeinen muss ja freilich die neuhochdeutsche Sprache der Unterrichtsgegenstand der Volksschule sein; aber warum sollte das ausschliessen, dass

---

[1]) Der Kaiserliche Oberschulrat für Elsass-Lothringen hat diesen Wunsch durch Verfügung vom 31. Januar 1891 No. 1102 den Seminardirektoren zur Beachtung empfohlen; von einem ähnlichen Vorgehen anderer Schulverwaltungen ist mir nichts bekannt geworden. Stehles Vortrag ist im Els.-Lothr. Schulblatt 1891 S. 209 fg. und 225 fg. veröffentlicht worden und auch im Sonderabdruck erschienen. Stehle bespricht fast nur den unmittelbaren Nutzen, den die Mundart dem Lehrer im deutschen Sprachunterrichte gewähren kann, während es mir vornehmlich darauf ankommt zu zeigen, dass die Kenntnis der Mundart dem Lehrer hilft, gewisse Eigenheiten, in denen Volkssprache und Hochdeutsch von einander abweichen und die dem richtigen Gebrauche der Schriftsprache entgegenarbeiten, von dem hochdeutschen Ausdruck der Schüler fernzuhalten. Vgl. auch Haugs Vorwort zu den Gramm. Übungen.

auch die Mundart, wo sie irgend noch nicht völlig durch die Schuld unserer Schulweisheit ertötet ist, zum Gegenstande des Lehrens gemacht werde? Warum sollte das nicht einen fruchtbaren vergleichenden Sprachunterricht in nuce geben können?“ Sehen wir zunächst von der gelehrt klingenden Schlussphrase, „dem vergleichenden Sprachunterricht in nuce“ ab, so ist gegen diese Auffassung kurz folgendes einzuwenden. Der Mundart fehlt besonders eins, das jedem Unterrichtsstoff eigen sein muss: die Lehrbarkeit. Denn wir haben keine allgemeine, einheitliche Mundart, nicht in Nord-, Süd- oder Mitteldeutschland, nicht im Elsass, nicht in einem Bezirke, nicht einmal in einem Kreise. Wollte man nun versuchen, zum Zwecke des Unterrichtens eine Sondermundart zu Ansehen und Herrschaft über die anderen zu erheben, so würden wir damit — falls dies überhaupt möglich wäre — einen anerkannten Schriftstand schaffen, der den andern Mundarten gerade so gegenüberstände, wie jetzt das Plattdeutsche dem Hochdeutschen.[1]) Bei schulgemässer Pflege der Mundart müsste also die ortsübliche Gestalt zu Grunde gelegt werden. Doch auch so ist ein eigentlicher Unterricht in der Mundart nicht möglich, und zwar einfach darum nicht, weil es an Zeit, Unterrichtsmitteln und Lehrern fehlt. Zudem glaube man nicht, durch die Schule allein die Mundarten erhalten zu können. Die Mundarten sorgen selbst für ihre Erhaltung und Fortpflanzung, und besser als durch den Lehrer, erlernen sie die Schüler durch die Eltern, Geschwister und Gespielen.

Ich wende mich nunmehr der Erörterung der Frage zu, in welcher Weise die Kenntnis mundartlicher Eigentümlichkeiten, besonders solcher, in denen das Hochdeutsche die richtige, die Mundart die falsche Form (wie wir es nun einmal nennen[2]) bietet, den Lehrer in seinen Bemühungen zu unterstützen vermag, reines Schrift- oder Hochdeutsch zu lehren.

In erster Linie berücksichtige ich hierbei die Mundart des Elsass. Ihre Stellung zu den übrigen deutschen Dialekten hat Weinhold[3]) richtig mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Das Elsässische zeigt, obschon im ganzen alemannisch in Farbe und Ausdruck, Besonderheiten, die an das Niederdeutsch erinnern und eine fremde Beimischung voraussetzen, welche weniger aus der burgundischen Besetzung nach der Schlacht von 496, als aus der

---

[1]) Vgl. hierzu Otto S. 4. und Raumer S. 194.

[2]) Ueber die Berechtigung, bei dem Vergleiche zwischen Mundart und Schriftsprache von richtig und falsch zu sprechen, vgl. namentlich Osthoff S. 25.

[3]) Weinhold Alemannische Grammatik 1863 S. 7.

starken fränkischen Einwanderung sich erklären wird." Man war bisher geneigt, eine Linie vom Quellgebiet der Saar bis zum heiligen Forst bei Hagenau als Grenze zwischen fränkischem und alemannischem Sprachgebiet anzusehen[1]). Gründliche Durchforschung der Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann hat aber Stehle zu der Überzeugung geführt, dass Franken bis in die südwestliche Ecke des Oberelsass kamen. Sie zogen von Metz nach Süden, wanderten über den Hochkamm der Vogesen und überstiegen auf den noch heute benutzten Passtrassen das Gebirge.[2])

Immerhin bleibt aber das Alemannische die Grundlage der elsässischen Mundart.

Wo es möglich war, habe ich auch andere Dialekte in den Kreis meiner Betrachtungen gezogen; manche der von mir besprochenen Thatsachen haben darum auch für den Lehrer Wert, der auf anderem Sprachgebiete als dem elsässischen thätig ist.

Mit einem besonderen Worte der Anerkennung will ich hier noch einiger Arbeiten gedenken, die in Anlehnung an das sich in Vorbereitung befindende elsässische Idiotikon entstanden sind:

W. Mankel Die Mundart des Münsterthales.[3])

H. Lienhart Die Mundart des mittleren Zornthales und: Laut- und Flexionslehre der Mundart des mittleren Zornthales. 1891.[4])

A. Sütterlin Laut- und Flexionslehre der Strassburger Mundart in Arnolds Pfingstmontag. 1891.

Ich verdanke diesen Arbeiten reiche Belehrung.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Lehrer nachdrücklich auffordern, nach Kräften das grossartige Unternehmen des „Elsässischen Idiotikons" d. h. einer „Sammlung aller Eigentümlichkeiten der elsässischen Mundart in ihrem Verhältnisse zur Schriftsprache" zu unterstützen. Anleitungen zum Stoffsammeln sind jederzeit bei den Herausgebern Prof. Dr. Martin und Reallehrer Dr. Lienhart in Strassburg zu haben.

---

[1]) Zeuss Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 340. Arnold Wanderungen und Ansiedlungen deutscher Stämme 1876 S. 9.

[2]) Stehle Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann 1887 S. 46; dort ist auch auf die trefflichen Arbeiten von Uibeleisen verwiesen.

[3]) Wörterbuch der Mundart des Münsterthals mit grammatischer Einleitung: Strassburger Studien II, 113 fg; später erschien für sich: Laut- und Flexionslehre der Mundart des Münsterthales 1886.

[4]) Lienhart behandelte zunächst den Wortschatz der Mundart des mittleren Zornthals: vgl. Jahrbuch des Vogesenclubs II, 122; III, 23; IV, 19; ich citiere diese Arbeit im folgenden als Lex. II, III, IV, je nach dem Bande des Jahrbuches. Die später erschienene Laut- und Flexionslehre führe ich als Gr. an.

Ich gebe nunmehr einen gedrängten Überblick über die Grammatik der elsässischen Mundart, wobei ich mich darauf beschränke, das Wichtigste herauszuheben und besonders diejenigen Eigentümlichkeiten zu besprechen, bei denen wesentliche Unterschiede zwischen der Mundart und dem Neuhochdeutschen bestehen. Ich folge zunächst der üblichen Einteilung in Lautlehre und Flexionslehre und füge einige Beobachtungen aus dem Gebiete der Syntax und der Wortbedeutungslehre an.

§ 1. Grammatischer Überblick über die Hauptunterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache.

A. Lautlehre.

Es kann meine Aufgabe hier nicht sein, die Laute, welche die elsässische Mundart aufweist, sämtlich aufzuzählen und in ihrem Verhältnisse zu den mhd. und nhd., sowie auch zu den franz., soweit es sich um Lehnwörter aus dem Französichen handelt, zu untersuchen. Für das Zornthal, das Münsterthal und die Strassburger Mundart im Pfingstmontag ist diese Aufgabe von Lienhart, Mankel und Sütterlin in dankenswerter Weise gelöst worden. Allein so lange nicht für die übrigen Teile des Elsass ähnliche Untersuchungen vorliegen, kann man nicht daran denken, den Besitz der elsässischen Mundart an Lauten, deren Aussprache mitunter von Ort zu Ort wechselt, darzustellen.

Nun wird man mir aber zugeben, dass es für den Lehrer wichtig ist zu wissen, wie die Mundart diesen oder jenen nhd. Vokal, Diphthong oder Konsonanten ausspricht; denn es ist ihm ein Hülfsmittel gegeben, die Kinder zu lautrichtigem Sprechen anzuhalten, wenn er weiss, welche Aussprache die Kinder von der Mundart her mitbringen und zu welchen Fehlern sie durch dieselbe verleitet werden. Ich empfehle darum dem Lehrer dringend, da sich eine solche Aufgabe kaum allgemein lösen lässt, sich selbst eine Lautlehre der Mundart des Ortes, an dem er wirkt, zusammenzustellen; die „Anleitung zum Stoffsammeln für ein elsässisches Idiotikon“ wird ihm diese Arbeit bedeutend erleichtern. Gar bald wird er den Nutzen solcher Aufzeichnungen an sich erfahren: sie werden ihn noch sorgfältiger als bisher darauf achten lehren, dass die Kinder die nhd. Laute richtig bilden; er wird seine besondere Aufmerksamkeit denjenigen Lauten zuwenden, deren mundartliche Aussprache erheb-

lich von der nhd. abweicht. Zu diesen gehören in einigen Teilen des Unterelsass, im mittleren Zornthal und den südlich davon gelegenen Gegenden, die Diphthonge *ei* und *au*, über die ich einige Worte sprechen möchte.

Der nhd. Diphthong *ei* hat einen doppelten Ursprung. In Worten wie Eis, Eisen, mein, dein u. a. ist er dadurch entstanden, dass ein ursprüngliches langes *i (î)* in *ei* diphthongiert wurde. Im Unterschiede vom Schwäbischen und Süd- und Ostfränkischen hat sich das Elsässische beharrlich gegen die Verwandlung des *î* in *ei* gewehrt;[1]) man spricht — zum Teil mit Verkürzung des *î* zu *i* — *min, din, Win* (= Wein) u. dgl. Anders ist es in den benachbarten fränkischen Sprachgebieten. In der Gegend von Weissenburg, im ehemals fränkischen Speiergau, spricht man *Reider* (= Reiter) und *Schein* (mhd. schîn).[2]) In Lothringen raucht der Bauer keine *Pfif*, sondern *e Peif*; man *bleift*, man *schreiwt* u. s. w.

Mannigfaltige Wandlungen in der Aussprache hat nun das zweite nhd. *ei* erfahren, das bereits im Mhd. *ei* lautet. Das Nhd. hat die offene alemannische Aussprache = *ai* angenommen.[3]) So hört man auch im Ober- und Unterelsass durchweg *ai* sprechen: *haim* = heim, *klain* = klein u. s. f.

Im mittleren Zornthal und südlich davon wird die Aussprache des *ei* stark gepresst; man hört *Gœischt* = Geist; *rœiche* = reichen; vor l m n bleibt das nachklingende *i* ganz aus: *hœlich* = heilig, *Stœn* = Stein, *hœm* = heim.[4])

Dringen wir vom Zornthal aus westlich nach Lothringen vor, so wird die Aussprache *œ* = *ei* immer allgemeiner. In Hirschland bei Drulingen sagt man nicht nur *Stœn* = Stein, sondern auch *Flœsch* = Fleisch, *Kœser* = Kaiser,[5]) und so durchweg in Deutsch-Lothringen.

---

[1]) Weinhold Al. Gr. S. 103; die Ausnahmen hat Kräuter Z. f. d. A. XXI, 258 fg. besprochen: so tritt Diphthongierung von betontem *î* zu *ei* ein, wenn unmittelbar darauf ein Vokal folgt, oder doch früher folgte: z. B. *Kleije* aus klîe = Kleie; ebenso im Wortauslaut: *drei*. Vgl. hierzu Lienhart Gr. 10; Sütterlin S. 16.

[2]) Stoeber Volksbüchlein 1859 S. 137.

[3]) Weinhold Al. Gr. S. 101.

[4]) Lienhart Gr. 12. Diese Aussprache findet sich auch sonst in Mittel- und Niederdeutschland, z. B. auch in Schlesien: Weinhold Dialektforschung S. 47. Die verschlungenen Zeichen *œ* = *ae* und später *œ* = *oe* sind gewählt worden, um keinen Zweifel darüber zu lassen, dass das *e* in der Aussprache zu dem *a* resp. *o* gehört, nicht zum *i* oder *ü*.

[5]) Vgl. die von Spieser im Jahrbuch des V. C. VI, 145 mitgeteilten Sprachproben.

Ich kehre nun noch einmal ins Zornthal zurück. Die Aussprache *æi* = *ei* dehnt der Zornthäler auf jedes nhd. *ei*, auch das aus *î* entstandene aus. Er sagt zwar, wenn er spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist: *des isch min Hüs;* will er aber fein hochdeutsch sprechen, so sagt er: *das ist mæin Hæüs.* Damit bin ich zugleich auf die Aussprache des *au* gekommen. Auch hier haben wir zu unterscheiden:

1) ein aus *û* diphthongiertes *au* (mhd. hûs = Haus) und

2) ein aus mhd. *ou* hervorgegangenes *au* (mhd. loufen = laufen.) Das erste *au* ist dem Elsässischen ebenso fremd wie das aus *î* hervorgegangene *ei;* man sagt *Hüs*, *Müs* u. s. w.[1])

Das aus *ou* entstandene *au* wird im Sundgau *oi* gesprochen: *loifa; gloibt* = glaubt; *Froi* = Frau; ebenso im Münsterthal *Loib* = Laub; *Oig* = Auge; *Boim* = Baum.[2])

In Rappoltsweiler[3]) ist *ai* die Entsprechung des mhd. *ou*; man sagt also: *laifa* = laufen, *Glaiwe* = Glauben. Gehen wir von hier nach Norden, so hören wir immer mehr den kurzen Diphthong *au*, der z. B. im Pfingstmontag der regelrechte Vertreter des mhd. *ou* ist: *laufe*, *Frau*, *glaube*, *Baum.*[4])

Abweichend von der sonst im Unterelsass geltenden Aussprache au = *au* wird im mittleren Zornthal das ou zu *æü*:[5]) *Fræü* = Frau, *læüfe* = laufen, *Læüb* = Laub; vor *m* ist Monophthongierung zu *æ* eingetreten: also *Zæm* = Zaum, *Bæm* = Baum. Dasselbe Wort wird in Hirschland *Bôm*, in Zillingen bei Pfalzburg[6]) *Bâm* und so durchweg in Deutsch-Lothringen gesprochen, wo man auch *dâf* statt taub, *Lâf* statt Laub, *lâft* statt lauft spricht.[7])

---

[1]) Weinhold Al. Gr. S. 107; warum û im Elsass zu *ü* geworden ist, ist noch nicht aufgeklärt; eingehend hat sich mit dieser Frage beschäftigt: Kräuter Alemannia IV, 255; vgl. Mankel Laut- und Flexionslehre S. 13; Sütterlin S. 14.

[2]) Mankel S. 20.

[3]) Die Belege sind dem Jahrbuch des V. C. VII, 150 fg. entnommen. Stoeber giebt im Volksbüchlein S. 158b an, dass die sundgauische Aussprache des au = *oi* im Unterelsass bis Erstein reiche. Ich vermag z. Zt. die Richtigkeit dieser Angabe nicht zu prüfen; die von Matthis a. a. O. in phonetischer Transscription wiedergegebenen Sprachproben aus Rappoltsweiler weisen *oi* = auch und *Kloja* = Klaue auf, sonst meist *ai* = au, welches zwischen au = *oi* und = *au* steht.

[4]) Sütterlin S. 17.

[5]) Lienhart Gr. 12.

[6]) Jahrbuch des V. C. V, 133 fg.

[7]) Diese Beispiele, sowie die oben zu *ei* angeführten *(Peif, bleift* u. s. w.) sind dem Aufsatze von Follmann Die Sprache der deutschen Lothringer: Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1883 No. 185 entnommen.

Die Aussprache *æü* = nhd. au beschränkt der Zornthäler aber nicht nur auf die aus mhd. ou hervorgegangenen au, sondern sagt z. B. auch *Hæüs*, *Mæüs*, *Bæm*, wenn er hochdeutsch zu sprechen versucht.

Die gleiche Beobachtung kann man bei Kindern machen, die aus der nhd. Fibel lesen lernen.

Ich habe mich bei diesen beiden Lauten *(ei* und *au)* ausführlicher verweilt, weil sie nach meinen bisherigen Erfahrungen für viele Schüler und auch noch für manchen Lehrer wahre Schmerzenskinder sind. Kämpft der Lehrer aber nicht bereits in den ersten Schulwochen gegen die schlechte Aussprache des *ei* und *au* mit aller Macht an, verbessert er nicht immer wieder und wieder das Kind, welches *Læüb*, *Tæüfe* liest und *æns*, *zwæi*, *dræi* zählt, so werden sich diese Fehler gegen die hochdeutsche Aussprache so tief einnisten, dass sie später gar nicht mehr auszurotten sind.

Zwischen dem mittel- und neuhochdeutschen Sprachstande bestehen hinsichtlich der Quantitätsverhältnisse der Vokale grosse Verschiedenheiten. Im allgemeinen tritt ein Zug nach Längung der alten Kürzen unverkennbar hervor;[1]) in den sog. offenen Silben, in denen auf den Vokal ein einfacher Konsonant und hierauf wieder ein Vokal folgt, ist vielfach der ursprünglich kurze Vokal gedehnt worden.[2])

Die Mundart hat meist die alten Längen und Kürzen bewahrt; doch fehlt es nicht an Ausnahmen, die von der Art der vor den Vokalen stehenden Konsonanten abhängen. Nach dieser Richtung hin haben Lienhart[3]) und Sütterlin[4]) die Quantitätsverhältnisse in der Mundart des mittleren Zornthals und im Pfingstmontag genau untersucht. Es würde mich zu weit führen, wollte ich die Ergebnisse dieser sorgfältigen Untersuchungen hier wiederholen.

Ich habe diese Frage hier überhaupt nur deshalb berührt, weil sie für die Rechtschreibung eine so hohe praktische Bedeutung hat. Zwar muss der Lehrer sein besonderes Augenmerk auch darauf richten, dass die Schüler von den ersten Schulwochen an die Vokale mit der im Nhd. üblichen Zeitdauer sprechen, damit auch nach dieser Richtung hin die Sprache der Schüler hochdeutsches Gepräge erhält und zugleich der Rechtschreibung vorgearbeitet wird. Darum empfiehlt es sich auch aus diesem Grunde, sobald als möglich vom Lautieren und Syllabieren zum Wortlesen überzugehen, da

[1]) Weinhold Dialektforschung S. 88.
[2]) Behaghel S. 152 fg.
[3]) Gr. S. 25.
[4]) S. 25; vgl. auch Mankel S. 25.

nur beim Wortsprechen im Zusammenhange mit der richtigen Betonung die richtige Verteilung der Längen und Kürzen geübt werden kann, während unverbundenes Lautieren und Syllabieren nur die Gedankenlosigkeit unterstützt.

Aber selbst wenn ein Lehrer die Kinder in den beiden ersten Schuljahren so weit gefördert hat, dass sie die Wörter der Fibel lautrichtig, mit richtiger Betonung und richtiger Dehnung oder Kürzung der Vokale lesen, so wird sich doch in den späteren Schuljahren der Übelstand immer wieder geltend machen, dass den Schülern bei den Schreibübungen: beim Aufschreiben aus dem Gedächtnis, bei Diktaten, beim Niederschreiben der Aufsätze oder bei sonstiger schriftlicher Beschäftigung, die ja besonders in der einklassigen Schule häufig eintreten muss, seltener beim Abschreiben, das Wort, das geschrieben werden soll, nicht in der hochdeutschen, sondern in der mundartlichen Aussprache vorschwebt. Hieraus entspringen aber orthographische Fehler in grösserer Menge, als man bisher vielleicht anzunehmen geneigt war. Ich habe gerade nach dieser Richtung hin in der letzten Zeit Erfahrungen gesammelt, welche meine Ansicht vollkommen bestätigen.

Zwei Fehlerquellen kommen hierbei namentlich in Betracht: einmal das weiter unten zu besprechende Fehlen von *b d g* in der elsässischen Mundart, woraus unzählige Verwechslungen zwischen *b* und *p*, *d* und *t*, *g* und *k* (schon in den mittelalterlichen Handschriften) hervorgehen; sodann Abweichungen in den Quantitätsverhältnissen, auf die ich nunmehr eingehe.

Im preussischen Regelverzeichnis heisst es § 13: „In Stammsilben mit kurzem Vokal, die nicht auf mehrere verschiedene Konsonanten ausgehen, wird der auslautende Konsonant immer doppelt geschrieben, sowohl im Inlaut, als auch im Auslaut."

Nun haben aber in der elsässischen Mundart viele Wörter kurzen Stammvokal, dem im Nhd. die entsprechende Länge gegenübersteht, und demgemäss lassen unsere Schüler in diesen Worten mit Vorliebe Konsonantenverdoppelung eintreten.[1])

[1]) Das folgende Wörterverzeichnis ist aus Lienhart und Sütterlin, besonders S. 30, zusammengestellt; mit Absicht habe ich, in gleichzeitigem Anschluss an den Pfingstmontag, die Vokalkürze durch folgende Doppelkonsonanz kenntlich gemacht, um zugleich auf die Fehler, welche die Schüler machen, hinzuweisen. Auch wolle man sich nicht daran stossen, dass ich in den mundartlich mitgeteilten Beispielen noch *b*, *d* und *g* schreibe, während es doch im Elsässischen keine eigentlichen *b*, *d*, *g* giebt. Ich folge eben dem Vorbilde des Pfingstmontag und mache von der phonetischen Schreibweise, welche nur *p t k* kennt, der bequemen Lesbarkeit wegen nur beschränkten Gebrauch.

Weniger gefährlich erscheinen mir in dieser Hinsicht diejenigen Wörter, in denen ursprüngliches *î* oder *û* zu *i* oder *ü* verkürzt worden ist, während im Hochdeutschen Diphthongierung zu *ei* oder *au* eingetreten ist: z. B. *süffe* = saufen; *Hüffe* = Haufen; *Rüppe* = Raupen; *Hütt* = Haut; *Krütt* = Kraut; *Lünn* = Laune; *stiff* = steif; *Zitt* = Zeit; *witt* = weit; *Litt* = Leute; *griffe* = greifen.

Gefährlicher sind meines Erachtens diejenigen Wörter, in denen hinsichtlich der lautlichen Verhältnisse, besonders auch im Stammvokal, grössere Übereinstimmung zwischen Mundart und Schriftsprache herrscht, die also bis auf die Kürze des Stammvokals in der Mundart fast ebenso gesprochen werden wie im Hochdeutschen. Diese Wörter sind der Gefahr, von den Schülern mit falscher Konsonantenverdoppelung oder wenigstens mit Auslassung der Dehnungszeichen geschrieben zu werden, ganz besonders ausgesetzt. Ich führe die wichtigsten derselben (freilich wohl noch nicht alle) in alphabetischer Reihenfolge hier auf:

awwer = aber.
bedde = beten.
gebliwwe = geblieben (aber *bliwe*).
Bodde = Boden.
verbodde = verboten.
Bott = Bote.
Breddi = Predigt.
demm = dem.
Ekkel = Ekel.
Essel = Esel.
ewwe = eben.
Fedder = Feder.
Fridde = Frieden.
zefridde = zufrieden.
Gawwel = Gabel.
Gebott = Gebot.
Glidder = Glieder.
growwer = grober.
Hawwer = Hafer.
hewwe = heben.
Hosse = Hosen.
Hunni = Honig.
imm = ihm.
inne = ihnen.

iwwel = übel.
iwwer = über.
Judde = Juden.
Keffi = Käfig.
Kinni = König.
Krott = Kröte.
lamm = lahm.
Ledder = Leder.
leddi = ledig.
liffre = liefern.
lowwe = loben.
Namme = Namen.
Newwel = Nebel.
nemme = nehmen.
nidder = nieder.
odder = oder.
Offe = Ofen.
owwe = oben.
redde = reden.
schämme = schämen.
Schnawwel = Schnabel.
geschriwwe = geschrieben (aber *schriwe*).
siwwe = sieben.
Stiffel = Stiefel.
tredde = treten.
durchtriwwe = durchtrieben.
getriwwe = getrieben (aber *triwe*).
Ungeziffer = Ungeziefer.
Vadder = Vater (vergl. Vetter).
vill = viel.
wemm = wem.
wenni = wenig.
Wewwer = Weber.
Ziwwel = Zwiebel.

Weit seltener ist der umgekehrte Fall, dass die Mundart Länge, wo das Hochdeutsche Kürze zeigt, die Schüler also zur Unterlassung der Konsonantenverdoppelung verleitet werden.

Es kommen hier hauptsächlich in Betracht:

Müeder = Mutter.
Füeder = Futter.

Blôter = Blatter.
Jômer = Jammer.
jômre = jammern.

Ich empfehle im Hinblick auf diese Zusammenstellung den Lehrern dringend, bisweilen selbst Diktate über die Wörter aufzusetzen, welche unsere Schüler, durch die mundartliche Aussprache verführt, so häufig falsch schreiben. Überhaupt wäre es eine lohnende Aufgabe, für die elsässischen Schulen einen Diktierstoff unter dem Gesichtspunkte der Mundart als Fehlerquelle zusammenzustellen. Den Zwecken des deutschen Unterrichtes wäre damit ein grösserer Dienst geleistet, als wenn man, wie dies jetzt meist geschieht, die Diktate ausschliesslich an das preussische Regelverzeichnis anlehnt.

Daneben muss der Lehrer in dem doppelten Interesse des richtigen Sprechens und richtigen Schreibens auch der fehlerfreien Aussprache der oben erwähnten Wörter volle Aufmerksamkeit zuwenden. Und wenn z. B. die Rechenstunde im Sinne des Normallehrplans wie jede Unterrichtsstunde eine Sprachstunde sein soll, so darf der Lehrer *Dutzed* und *siwwe* oder *sibben*, wie man so oft hört, nicht durchgehen lassen; sonst schreiben die Schüler auch *Dutzed*, *sibben* oder *siben*, *sibzehn*, *sibzig*.

Ein kurzes Wort will ich über den Konsonantismus beifügen. Auf dem ganzen elsässischen Sprachgebiete giebt es keine tönenden Konsonanten, also vor allem keine *b*, *d*, *g*. „Denn wo man im Nhd. *b d g* schreibt und demgemäss in Norddeutschland auch spricht, sprechen wir überall *p*, *t*, *k*, allerdings mit geringerer Exspirationsenergie und weniger festem Verschlusse, als wie in jenen Gegenden — und auch auf französischem Sprachgebiet — dieselben Laute erzeugt werden.“[1]) *Plæü* heisst blau und Plage, dr und tr werden in *tricke* = drücken und *traaue* = tragen gleichmässig ausgesprochen.

Diese Thatsache wird es den Lehrern erklärlich machen, weshalb es den Kindern so schwer fällt, *b* und *p*, *d* und *t*, *g* und *k*

[1]) Anleitung zum Stoffsammeln für ein elsässisches Idiotikon S. 4; Lienhart Gr. 17; Lex. II, 116; Mankel S. 29, 31, 35; Sütterlin S. 43. Vgl. Kauffmann in Kirchhoffs Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung 1889 S. 402: „Fast überall in Niederdeutschland fallen *b*, *d*, *g* unter die stimmhaften Konsonanten, während umgekehrt der grössere Teil von Mittel- und ganz Süddeutschland dieselben stimmlos ohne Hemmung im Kehlkopf bilden.

Interessant ist, dass Theodor Beza, Calvins Nachfolger in Genf, in seiner 1584 erschienenen Schrift: *De Francicae linguae recta pronuntiatione* den Süddeutschen vorwirft, sie verwechselten b und p, d und t; die betreffenden Stellen sind Alem. II, 279 abgedruckt.

auseinander zu halten; weshalb sie so gern *tiese* statt diese, *Pall* statt Ball, *Kans* statt Gans sprechen und auch in Diktaten und Aufsätzen schreiben. Hat er aber einmal die Ursache dieses Fehlers erkannt, so wird es ihm leicht sein, durch immerwährendes Verbessern, Vorsprechen und Nachsprechenlassen, sowie durch passend gewählte Übungen denselben zu beseitigen.

Ich erinnere sodann daran, dass das Elsässische in den Verbindungen *sl, sm, sn, sp, st* und *sw* das ursprüngliche *s* stets als gequetschte Spirans ausspricht,[1]) also nicht nur *Schtall*, sondern, dem Hochdeutschen entgegen, auch *Nescht; bisch* aus *bischt; koschte; Geischtlichkeit* u. s. w. sagt. Auch unsere Schüler haben oft noch in den letzten Schuljahren die Neigung, jedes *st* als *scht* zu sprechen.

Zu den besonderen Erscheinungen, die in der Lautlehre zur Besprechung kommen, gehört auch der Lautverlust. Er tritt häufig in den Endungen ein und erklärt sich hier aus dem sog. urgermanischen Betonungsgesetz, nach welchem der Hauptton auf die Stammsilbe eines Wortes gelegt wird; dies hatte die Verkümmerung der Endungen zur Folge. Im Ahd. hiess „wir haben" *habemês; mês* ist das persönliche Fürwort der ersten Person = wir. Schon frühzeitig, nachweisbar bereits im zehnten Jahrhundert, wurde unter dem Einflusse des urgermanischen Betonungsgesetzes *habemes* in *habem* und *haben* abgeschwächt. Die Folge war, dass das Fürwort, welches bislang in der Flexionsendung steckte, eigens hinzugesetzt werden musste. So findet sich früh neben dem alten *kehortomes* die abgeschwächte Form *gihortun wir*; das kräftig klingende *gihailagot* ward zu *geheiliget;* aus *salbomes* ward *salben;* aus dem dat. plur. *tagum — tagen;* aus *saligoro — seliger;* und so lässt sich auf allen Gebieten der Deklination und Konjugation Abschwächung und Abschleifung der Vokale in den Flexionsendungen beobachten. Überall tritt an die Stelle der volltönenden Vokale *a o u* das schwache *e*.[2])

Auf diesem Wege sind nun fast alle Mundarten noch über das Nhd. hinaus fortgeschritten.[3]) Zunächst wird im Elsässischen auslautendes *e* durchweg abgestossen:[4]) es heisst *Stub* = Stube; *Sunn* = Sonne; *i stick un zaich* (Pf. I, 8. 25) = sticke und zeichne; *Händ* = Hände. Wo noch ein *e* im Auslaut steht, war

[1]) Lienhart S. 22; Sütterlin S. 50; Mankel S. 33.

[2]) Hierüber giebt jede Grammatik Aufschluss; vgl. z. B. Martin Mhd. Grammatik 1882 S. 8; Behaghel S. 20.

[3]) Sütterlin S. 38.

[4]) Lienhart S. 35; Sütterlin S. 36.

es ursprünglich durch *n* gedeckt; so in *de* = den; *siwwe* = sieben; *Namme; mer mache* = wir machen.[1]) Auslautendes *n* ist fast nirgends erhalten:[2]) *bliwe* = bleiben; *e grosse Lohn* = einen grossen Lohn; *siwwezeh* u. dgl. m. Bisweilen ist *n* auch im Inlaut getilgt worden; so sagt man fast nie *Dutzend*, sondern *Dutzed*.

Die vollen Vokale in den sog. Nachtonsilben werden zu *e* abgeschwächt:[3]) *Monet*, *Kolmer*, *Babbe*, *Mamme*, *erwer* = ehrbar; *Arwet* = Arbeit; *Hêne* = Hönheim.

Von den Endungen — ig und — lich fallen g und ch im Unterelsass fast stets ab: *leddi* = ledig; *Kinni* = König; *trüri* = traurig;[4]) vgl. *Sunti* = Sonntag; *Knewli* = Knoblauch; *firti* = Fürtuch (Schürze). Im Sundgau haben sie sich dagegen erhalten, und darum spricht der Gläsler im Pfingstmontag: *treuhärzigg*, *glückligg*, *ehrligg*.[5])

Da nun die Mundart eine so ausgesprochene Neigung hat, die Endungen zu verkürzen und abzuschwächen, so erwächst daraus der Schule die Pflicht, die Schüler immer wieder zu richtigem und genauem Aussprechen der Endungen anzuhalten. Vor allem aber muss in dieser Beziehung der Lehrer sich selbst in strenge Zucht nehmen und selbst auf die richtige Aussprache der Endungen Fleiss und Sorgfalt verwenden.

B. Flexionslehre (Formenbildung).

I. Das Hauptwort.

a. Die Casusbildung.

Von einer eigentlichen Deklination kann in der elsässischen Mundart wie in so vielen anderen deutschen Dialekten nicht mehr die Rede sein.[6])

Zunächst ist der Accusativ überall dem Nominativ gleich; und so sagt Schörlin, der bekannte Dialektredner auf den oberelsässischen Lehrertagen, in der Widmung seines *„Neuwilditsch“*: *„i gib ene dr Titel Neuwilditsch“* und später noch einmal: *„es chönnt is vermuethli dr glich Dienst thue.“* Diese Erscheinung ist

[1]) Lienhart S. 36.

[2]) Lienhart a. a. O. Sütterlin S. 58.

[3]) Sütterlin S. 42. Lienhart S. 13.

[4]) Lienhart S. 38; Sütterlin S. 51.

[5]) Auch in Basel spricht man *ledig, glizerig, Hunig,* u. s. w.: Seiler Die Basler Mundart 1879 S. 189, 139, 173.

[6]) Zum folgenden vgl. Lienhart Gr. S. 42; Mankel S. 40; Sütterlin S. 81.

so bekannt, dass ich weitere Beispiele nicht anzuführen brauche. Eine Erklärung ist auf verschiedenem Wege versucht worden. Man hat z. B. daran erinnert, dass *den* zu *der* ebenso geworden sei wie *man* zu *mer*.[1]) Näher liegt es wohl, an die Analogie des Femininums zu denken, in dem ja schon längst Accusativ und Nominativ formell zusammengefallen sind.

Nur in spärlichen Resten haben sich echte Accusative erhalten; so in den Redensarten, die gern altertümliche Formen bewahren: *fir e Narre hewe* oder *halte; e Bare-n-anbinde* u. a. m.[2])

Genetiv und Dativ werden, wie das auch im Französischen und Englischen geschieht, vermittelst sog. Casuspräpositionen umschrieben, der Dativ mit *in*, der Genetiv mit *von*, welches vor den Dativ tritt. Die Umschreibung des Dativs entstand wahrscheinlich dadurch, dass von dem Artikel *dem* zunächst das *d* abfiel und dann Verwechslung mit *im, in* eintrat.[3])

Auch im Nhd. ist der Genetiv in starkem Rückgang begriffen. Nach einer Reihe von ergänzungsbedürftigen Zeit- und Eigenschaftswörtern, welche früher den Genetiv zu sich nahmen, setzen wir jetzt den Accusativ oder gebrauchen eine präpositionelle Umschreibung. Schiller sagt noch: „Willst du nicht der Blümlein warten"; „Wie, wenn wir sein jetzt brauchten in der Not?"; „So ward ich meiner Bande los." Wir sagen: „das Kind warten; jemanden brauchen; die Bande los werden."[4])

Die Mundarten kennen nur selten mehr einen eigentlichen Genetiv. Zwar findet sich im Pfingstmontag noch eine ziemliche Anzahl echter Genetive.[5]) Diese scheinen aber im Laufe unseres Jahrhunderts ausgestorben zu sein und haben sich nur noch in formelhaft erstarrten Ausdrücken erhalten: *Hungers sterwe; Gotts erbarmli! hüffeswîs* = haufenweis; oder in Zeitbestimmungen: *'z Nachts, 'z Morjes* = des Morgens u. s. w.[6])

[1]) Kuntze in Lyons Zeitschrift für deutschen Unterricht V, 264.

[2]) Lienhart S. 49.

[3]) Sütterlin S. 81; Binz Zur Syntax der Baselstädt. Mundart 1888 S. 32.

[4]) Behaghel Die deutsche Sprache S. 205; Reis Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart 1891 S. 41.

[5]) Sütterlin S. 87; ich füge hinzu: *syner Sach gewiss* II, 4. 3.

[6]) Lienhart S. 46; Albrecht Die Leipziger Mundart 1881 S. 62. Ich erwähnte oben, dass altertümliche, sonst ausgestorbene Formen und Wörter oft noch in sprichwörtlichen Redensarten fortleben. So hat sich der Genetiv von *Hase* erhalten in dem Sprichwort: *Vil Hund sinn's Hase Doot* (Pfingstmontag V, 6. 40; Lienhart S. 49); dasselbe Sprichwort heisst in Zillingen bei Pfalzburg: *vil Hunsen's Hâses Tot* (Jahrbuch des V. C. V, 135) und im Münsterthal mit Umschreibung des Genetivs: *äm Hâs si Tyot* (ib. VI, 148).

Sonst ist aber stets an die Stelle des Genetivs die Umschreibung mit *von* getreten, welche nach Behaghels Vermutung aus dem partitiven Genetiv hervorgegangen ist: aus der Gleichwertigkeit der mhd. Ausdrücke *er izzet des brôtes* und *er izzet von dem brôte.*[1])

Sehr häufig ersetzt sodann der Elsässer — aber nicht nur dieser! — den Genetiv durch eine Art von possessivem Dativ. Aus dem Pfingstmontag führe ich an: III, 8. 22 *dem scheene Kind syn Schatz;* IV, 7. 20 *mym Kind syn Ehr;* III, 7. 4 *im Wolfgang syn Lissel.*[2]) Behaghel[3]) bemerkt zu diesem durch viele deutsche Mundarten verbreiteten Gebrauch: „Dieses ist ein echter alter Dativ; derselbe stand ursprünglich nicht bei dem Substantiv, sondern bei dem Verbum. Statt „meines Vaters Haus hat er gekauft" konnte man auch sagen: „meinem Vater hat er sein Haus abgekauft" oder mit anderer Wortstellung: „er hat meinem Vater sein Haus abgekauft", wo der Dativ zum folgenden Substantiv in enge Beziehung tritt, weil daneben die Verbindung „meines Vaters Haus" dem Geiste vorschwebt. So wird denn nach diesem Muster auch gesagt: „er hat meinem Vater sein Haus gekauft", wo der Dativ sich nicht mehr in Verbindung mit dem Verbum bringen lässt."[4])

Das Alter dieser Erscheinung zu bestimmen, ist noch nicht gelungen.

Ich nehme davon Abstand, die Hauptwörter nach ihrer Zugehörigkeit zur starken, schwachen oder gemischten Deklination einzuteilen und etwaige Abweichungen vom hochdeutschen Gebrauche zu verzeichnen.[5]) Ich füge nur noch ein kurzes Wort über die Flexionsendungen hinzu. Wie ich schon oben sagte, ist auslautendes *e* durchweg abgefallen, und darum fällt es den Schülern so schwer, Formen wie: *dem Manne, dem Hause* u. dgl. zu bilden;[6]) welche Folge dies für die Mehrzahlbildung hat, werde ich später erwähnen. Wo *en* die ursprüngliche Endung war, also in der schwachen Form und im Dativ Pluralis, hat sich nur *e* erhalten. Doch beginnt dies *e* schon nach und nach zu schwinden, so dass auch der Dativ Pluralis sich

---

[1]) a. a. O. S. 205.

[2]) Sütterlin S. 86.

[3]) S. 206.

[4]) Ebenso Reis S. 42; Binz S. 51, der auch Belege aus anderen Dialekten und Sprachen beibringt. Weinhold Über deutsche Dialektforschung S. 140.

[5]) Vgl. hierzu Lienhart und Sütterlin a. a. O.

[6]) Wustmann Allerhand Sprachdummheiten 1891 S. 37 fordert neuerdings dringend zur Beibehaltung des Dativ -e auf, damit der Formenreichtum der deutschen Sprache nicht noch mehr verkümmere; teilweise auch aus Gründen des Wohlklangs.

gar nicht mehr vom Nominativ Singularis unterscheidet; in Strassburg sind neuerdings Ausdrücke wie: *an alle Tisch* nicht mehr selten.[1])

Durch diese Ausführungen glaube ich zur Genüge erhärtet zu haben, dass es eine eigentliche Casusbildung im Elsässischen nicht mehr giebt. Es ist klar, dass daraus der Schule die Aufgabe entspringt, die richtige Bildung der Casus, besonders des Dativs der Mehrzahl, fleissig zu üben und immer wieder gegen die Verwechslung des Accusativs mit dem Nominativ, sowie den Gebrauch von *in* und *von* statt des Dativs und Genetivs anzukämpfen. Diesem Zwecke können besondere grammatische Übungen dienen, wie sie z. B. Haug ausgearbeitet hat. Besonders aber muss der Lehrer nach dieser Richtung hin auf die Antworten der Schüler achten. Sobald sich die Schüler, denen von der Mundart her eine grosse Gleichgültigkeit gegen die Casusbildung anhaftet, etwas gehen lassen, erzählen sie: *„Der König versprach in der Frau von dem Fischer der Hausbau"* (statt: Der König versprach der Frau des Fischers den Hausbau) u. dgl.; solche Fehler muss der Lehrer sofort verbessern oder verbessern lassen.

b. Die Mehrzahlbildung.

Die Mehrzahlbildung vollzieht sich bekanntlich durch Anhängung der Silben *e*, *en*, *er*, durch Umlaut oder durch Anhängung und Umlaut.

Da nun das Elsässische die Neigung hat, auslautendes *e* abzustossen, so fällt die erste Art der Mehrzahlbildung fort: *der Beri* = Berg, *die Beri; der Brief, die Brief; der Hund, die Hund* u. a. m. Von der Endung *en* ist *e* übriggeblieben, weil es durch das abgefallene *n* gedeckt war: *d'Nase* = die Nasen, *d'Stube* = die Stuben u. s. w.[2])

Schon im Ahd. zeigt die Pluralendung *-er* die Neigung, ihr Gebiet zu vergrössern. Die deutschen Mundarten, besonders auch die elsässische, haben eine besondere Vorliebe für Plurale auf *-er*. Die Mundart des mittleren Zornthals[3]) hat z. B. mehr als 30 Hauptwörter, welche dem Nhd. entgegen die Bildungssilbe *er* annehmen; zu diesen gehören: *Hemd — Hemder; Heft — Hefter; Ding —*

---

[1]) Sütterlin S. 54 und 81.

[2]) Vgl. die von der Mehrzahlbildung handelnden Abschnitte bei Lienhart S. 43 fg; Sütterlin S. 81 fg; Mankel S. 42.

[3]) Lienhart S. 44; für Leipzig s. Albrecht S. 48; für Schlesien Weinhold Dialektforschung S. 132; vgl. auch Behaghel S. 169; Braune Ahd. Gr. S. 151.

Dinger; Gwicht — Gwichter; *Bett — Better* u. a.; *Herzer* nennt man Honigkuchen in Herzform, und von dem in verächtlichem Sinne gebrauchten Worte *das Mensch* bildet man: *die Menscher*.[1])

Bei Kolmar und im Münsterthal bilden auch die Deminutive die Mehrzahl auf *-er*: *Bäckeler*, *Ägler*, *Maidler*.[2])

Ähnlich wie die Endung *-er* hat auch der Umlaut in der Mehrzahlbildung nach und nach grössere Verbreitung gewonnen. Schon früh finden wir falsche Analogiebildungen wie *Hünde*, *Mörde*.[3])

In ganz Süddeutschland, von Mainz[4]) bis nach Basel,[5]) hat die Woche *7 Täg*[6]) und der Mensch *2 Ärm*; bei *Tag — Täge* ist die Anlehnung an *Schlag — Schläge* unverkennbar.

Der Umlaut unterbleibt z. B. in *Nusse* = Nüsse.

Eben daher ist es gekommen, dass mehrere Wörter darauf verzichten, eine eigene Form für die Mehrzahl zu bilden; so im mittleren Zornthal und in Strassburg z. B. *Burjer*, *Acker*.[7])

Der Lehrer wird oft genug Gelegenheit haben zu beobachten, dass die Schüler falsche Mehrzahlformen gebrauchen, weil ihnen die Bildungsweise der Mundart vorschwebt, die, wie ich eben zu zeigen versuchte, in mancher Beziehung von der neuhochdeutschen abweicht. Kennt er aber diese Abweichungen, so kann es ihm nicht schwer fallen, die richtige Mehrzahlbildung mit seinen Schülern einzuüben, indem er besonders solche Hauptwörter in die Mehrzahl setzen lässt, welche in der Mundart anders lauten als im Nhd. Dabei muss er auch darauf achten, dass die Schüler nicht — wie so oft geschieht — unberechtigt *-en* anhängen, durch falsche Analogie verleitet: *die Bäumen*, *die Schafen*; wie sie denn überhaupt in dem Streben, in den Endungen den nhd. Lautstand herzustellen, oft über das Ziel hinausschiessen und ein *e* oder *n* anfügen, wo es nicht am Platze ist.

---

[1]) Frommann Deutsche Mundarten V, 103, wo die anderen Citate angegeben sind.

[2]) Stoeber Volksbüchlein S. 118 und bei Frommann V, 114; Jahrbuch des V. C. VI, 147; Weinhold Al. Gr. S. 234; Mankel S. 44.

[3]) Weinhold Al. Gr. S. 147.

[4]) Reis S. 34; vgl. auch Behaghel S. 167.

[5]) Seiler S. 16; 70. Lienhart S. 44.

[6]) Eine Ausnahme im Elsass bildet Strassburg, wo man *Daa* als Mehrzahl gebraucht, während man in der Umgegend von Strassburg nur den umgelauteten Plural *Däi* kennt. Einmal (IV, 4. 35) sagt Arnold: *Dääj*, sonst *Daa* (z. B. IV, 1. 37): vgl. Sütterlin S. 32 und 54. Ehrenfried Stoeber schreibt in seinen „Gedichten und kleinen prosaischen Aufsätzen in Elsässer Mundart" 1829 S. 4 *Hundsdäij*, S. 26 *in trüwe Däije*. Oft hört man auch: *die Wägen*.

[7]) Lienhart S. 43; Sütterlin S. 32.

c. Das Geschlecht der Hauptwörter.

Der Lehrer, der es sich zur Aufgabe setzt, die Schüler zu sicherem und richtigem, mündlichem und schriftlichem Gebrauch der hochdeutschen Büchersprache anzuleiten, muss weiterhin die Hauptwörter kennen, welche im Nhd. anderes Geschlecht haben als im Dialekt.

Stoeber[1]) hat vor langer Zeit ein Verzeichnis solcher Wörter aufgestellt, das jetzt durch die Zusammenstellungen bei Lienhart,[2]) Mankel,[3]) Sütterlin[4]) manche willkommene Ergänzung erfährt. Hinsichtlich dieser Wörter besteht zwischen den einzelnen Teilen des Elsass keineswegs Gleichheit. Schon Stoeber führt[5]) als Mülhäuser Idiotismen auf: *die Unterricht, der Imm, der Krott* = die Kröte, *der Sîde* = die Seide, *der Bier, der Eck.* Dem Grossthal, dem von Münster sich südwestlich ausdehnenden Thal, ist *der Liche* = die Leiche (mhd. *diu lîch* und *der lîchame*) eigentümlich; dem ganzen Münsterthal *der Semmel, die Scharme* = der Schirm, *das Mulke* = die Molke;[6]) und so weisen andere Gegenden noch andere Eigentümlichkeiten auf. Die interessanteste hiervon ist wohl der weibliche Gebrauch von *Bach:* wo *die Bach* gesprochen wird, waren einst Franken ansässig; *die Bach* ist echt mitteldeutsch.[7])

[1]) Frommann IV, 475.

[2]) S. 50.

[3]) S. 42.

[4]) S. 88; ich vermisse hier folgende Wörter: *der Krummnas* II, 5. 102, aber III, 8. 13 *mit syner Krummnas; der Rückgrod* IV, 5. 106 (so auch im Zornthal: vgl. Lienhart S. 50): *der Bank:* I, 6. 114 *im schmale Bank;* vgl. Weinhold Al. Gr. S. 237. Auch Murner gebraucht noch das oberdeutsche *der Bank;* vgl. Lauchert Al. XVIII, 147.

[5]) a. a. O.; übrigens sagt man auch im mittleren Zornthal: *der Imme* = die Biene.

[6]) Mankel a. a. O.

[7]) Vgl. hierzu: Grimm Gr. III, 386; Birlinger Al. II. 270; Buck Oberdeutsches Flurnamenbuch 1880 S. 16; Stehle a. a. O. S. 43; eine andere „Leitmuschel“ für das Fränkische ist *Burn* = Brunnen, welches rechtsrheinisch nie in das Alemannische hineingreift, sich aber in vielen elsässischen Ortsnamen findet, und zwar auch in den südlichen Teilen des Oberelsass. Im Münsterthal und auch im mittleren Zornthal hört man bisweilen *Burne* statt Brunnen: vgl. Mankel Strassburger Studien II, 227; Bresch Jahrbuch des V. C. VIII, 97. 108; Spieser ebenda II, 167; Rathgeber teilt dort I, 84 mit:

I ging ans Bürnelein,
Trink awer nit:
Süch mein herztöusender Schatz,
Find ne awer nit.

Aus dem Unterelsass[1]) führe ich hier noch einige Abweichungen von der Schriftsprache an: *der Angel, der Bank, das Eck, der Butter, der Eisenbahn, der Fahne, die Frosch, der Gift, die Hüen* (Huhn), *der Last, der Luft, der Mode, der Öl, das Ort, der Scherbe, der Tinte* u. a. m.

d. Die Verkleinerungsbildung.

Mit den süddeutschen Mundarten teilt die elsässische die Vorliebe für Verkleinerungen. Ausser den Gattungsnamen können auch Eigennamen,[2]) substantivierte Eigenschaftswörter,[3]) Fürwörter[4]) und Zeitwörter[5]) verkleinert werden.

Aus der mhd. Verkleinerungssilbe *-lîn* mit vorausgehendem *e* entwickelte sich in der Mundart *-el* „mit umlautender Rückwirkung auf den wandelbaren Vokal der vorhergehenden Silbe":[6]) *Hüs — Hisel, Dorf — Derfel.* An mehrsilbige Substantive, welche auf *-er* auslauten, wird die Silbe *-le* angehängt: *Messer — Messerle.*

Daneben giebt es im Elsässischen noch eine dritte Verkleinerungssilbe, welche das sehr Kleine, Liebliche ausdrückt; so stehen nebeneinander *Hand — Handel — Handele; Kapp — Käppel — Käppele.*[7])

Die Deminutivbildungen auf *-chen* sind dagegen, wie dem Alemannischen überhaupt, so auch dem Elsässischen gänzlich fremd.[8])

---

[1]) Lienhart S. 50.

[2]) Interessant ist, dass im mittleren Zornthal (auch sonst im Elsass) die Vornamen der Kinder dem Alter entsprechend durch die zwei Verkleinerungsstufen: *-le* und *-ele* hindurchgehen: *Hans, Hansel, Hansele; Gret, Gretel, Gretele;* „und zwar ruft man die ganz kleinen Kinder bis etwa zum fünften Lebensjahr mit dem längeren Namen auf *-ele,* von da ab in der Regel bis zum 20. Jahre in der Form auf *-el;* später wird die Deminutivsilbe ganz abgestreift." Lienhart S. 53.

[3]) In der Kindersprache: *e Schênele* = ein schönes Ding; *e Gütsele* = eine Süssigkeit: Lienhart S. 56. Hierzu gehören auch die im Pfingstmontag gebrauchten, mit der Verkleinerungssilbe *-lecht* gebildeten Adjektiva *küelelecht* = ein wenig kühl (I, 3. 21); *nettlecht* (I, 1. 23): Sütterlin S. 13.

[4]) Kinder fragen: *wâsele? wâsele dann?* oder *wâs dannele*: Lienhart S. 65; vgl. auch Grimm Gr. III, 122.

[5]) z. B. *læifle* = laufen wie kleine Kinder; Lienhart S. 70; Sütterlin führt S. 89 aus dem Pfingstmontag an: *mer klöpfelt; spöddel du nit; verstekelt;* s. auch S. 57.

[6]) Lienhart S. 52; Sütterlin S. 90.

[7]) Lienhart S. 53; Mankel S. 43; Sütterlin a. a. O.

[8]) Weinhold Al. Gr. S. 237; Behaghel S. 27. 32; Weinhold Dialektforschung S. 122. Noch heute trennt der Rennstieg oder Rennweg des Thüringer Waldes das Gebiet des *-che* von dem des *-le* oder das Thüringische vom Mittel-

Es wird sich darum empfehlen, dass der Lehrer die Schüler frühzeitig darauf hinweist, dass die nhd. Wörter auf *-chen* eben solche Verkleinerungen bezeichnen, wie die auf *-lein* resp. *-el* und *-le*. Hierzu bedarf es natürlich keiner theoretischen Erörterungen, sondern praktischer Anwendung in den ersten Sprechübungen, im Anschauungsunterrichte, im ersten Leseunterrichte, sobald die Fibel Wörter auf *-chen* bietet.

II. Das Eigenschaftswort.

Hinsichtlich des Eigenschaftswortes kann ich mich kürzer fassen, da hier sich grössere Übereinstimmung mit dem Nhd. zeigt.[1]) Zwar ist auch hier in den Flexionsendungen mancher Lautverlust eingetreten; auch hier fehlt der Genetiv; in der starken Form sind Nominativ und Accusativ gleich, wogegen im Masculinum die volle schwache Accussativform auf *-e* (nach Abfall des *-n*) noch bevorzugt wird, in einigen Fällen sogar stehen muss.[2])

Mit dem Nhd. stimmt die Mundart darin überein, dass die Eigenschaftswörter attributiv und prädikativ gebraucht werden, dass die schwache und die starke Deklinationsform erhalten sind, sowie auch darin, dass „die starke Form in attributiver Stellung dann verwandt wird, wenn die starke Endung nicht schon an dem vorhergehenden Geschlechtswort oder adjektivischen Zahl- und Fürwort vorhanden ist.“[3])

Auch die Steigerung vollzieht sich ungefähr ebenso wie in der Schriftsprache: im Komparativ durch *-er*, im Superlativ durch *-st*.[4])

Höchstens wäre zu bemerken, dass mehrere Eigenschafts-

---

fränkischen: Frommann II, 214. Als es im 13. Jahrhundert zeitweise in Oberdeutschland zum guten Ton gehörte zu „flämen“, d. h. niederdeutsche Brocken in die Rede einzumischen, gebrauchten die Dichter Formen wie ***bluomekin*** statt ***blüemelin; susterkindekin, schapellikin*** u. a. m.; doch wurden diese stets als fremdartig empfunden: Weinhold und Behaghel a. a. O. — Im Pfingstmontag findet sich die Verkleinerungssilbe ***-chen*** nur da, wo der Bremer spricht oder wo seine Redeweise nachgeahmt wird, wie V, 4.

[1]) Lienhart S. 53; Mankel S. 44; Sütterlin S. 91.

[2]) Lienhart S. 55.

[3]) Lienhart S. 53.

[4]) Ein besonders hoher Grad (der sog. „absolute Superlativ“) wird durch Vorsetzung von derben Ausdrücken vor den Positiv bezeichnet: ***mainaidi hoch, zum Fresse scheen, unbändi schwer, hundsmässi stark***: Sütterlin S. 94; Lienhart S. 55. Auch andere Mundarten kennen diese Art der Steigerung: vgl. Brückner Der Volkssuperlativ im Hennebergischen: Frommann I, 229.

wörter im Vergleich zum Nhd. nicht umgelautete Steigerungsformen zeigen: so *dumm, fromm, glatt, gesund.*[1])

Erwähnen will ich noch, dass in der Mundart manche Eigenschaftswörter gesteigert werden, die im Nhd. der Steigerung nicht fähig sind: so *rund* — *runder* d. h. mehr der Kreisform sich nähernd; *blutt* (bloss) — *blutter; bald* — *bälder.*[2])

III. Das Fürwort.

Da mir das Zahlwort[3]) zu Bemerkungen keinen Anlass giebt, wende ich mich sogleich zum Fürwort.

Dem Nhd. gegenüber zeigt die Mundart in sofern grösseren Formenreichtum, als sie von dem persönlichen Fürwort eine Doppelreihe betonter und unbetonter Formen entwickelt hat, während das Hochdeutsche nur eine Reihe kennt.[4])

Die Anrede mit *Sie* ist der Mundart fremd. Verwandte, Freunde und Dorfgenossen reden einander noch mit dem traulichen *Du* an, während ältere und unbekannte Leute, besonders höheren Standes — so auch der Lehrer —, mit *Ihr* angeredet werden.[5])

Der Lehrer hat oft grosse Mühe, die Kinder an den richtigen Gebrauch der Anredeformen, besonders des *Sie*, zu gewöhnen.

Von den Demonstrativpronomina fehlen der Mundart besonders *dieser, derjenige* und *derselbe*;[6]) der Lehrer wird darum sein Augenmerk darauf richten müssen, sie in den Sprachschatz der Schüler einzuführen und ihre Anwendung einzuüben.

Vor allem aber muss er beachten, dass die Mundart zur relativen Verknüpfung zweier Sätze nur die Relativpartikel *wo* besitzt;[7])

---

[1]) Lienhart S. 55.

[2]) Binz S. 16.

[3]) Lienhart S. 56; Mankel S. 45; Sütterlin S. 104.

[4]) Lienhart S. 59; Mankel S. 46: Sütterlin S. 96.

[5]) Lienhart S. 60; Binz S. 85; Grimm Gr. IV, 300 fg.

[6]) Binz S. 42; Sütterlin S. 100, wo auch die Reste des Demonstrativpronomens *dirre* = dieser aufgeführt sind; mhd. *ditze, diz* ist erhalten in *diss: diss isch mer lieb.* In *dertwäje* (IV, 5. 92) scheint noch ein Genetivrest von *diese* zu stecken. Aus *sëlb* hat sich ein eigenes Pronomen in der Bedeutung *dieser, jener* entwicket: *seller*; vgl. Lienhart S. 64; Mankel S. 47.

[7]) Lienhart S. 64; Sütterlin S. 101; Mankel S. 48. In der Mundart des mittleren Zornthals und auch sonst wird *wo* = *wie* gesprochen, was oft zu Verwechslungen mit dem nhd. *wie* führt. Im Anschauungsunterrichte fragte in meiner Gegenwart ein Lehrerin bei Besprechung des Winckelmann'schen Bildes: „Der Herbst“: „Wie holt der Vater die Äpfel herunter?“ Ein Kind antwortete: „Am Apfelbaum“, während es antworten sollte: „Mit einer Stange.“

nicht streng genug kann er darauf halten, dass die Schüler sich an den Gebrauch von *welcher* gewöhnen, der den alemannischen Mundarten abhanden gekommen ist.[1]) Selbst gebildete Süddeutsche gebrauchen noch gern das bequeme *wo*, welches für alle Geschlechter und alle Casus steht, also manche Unterscheidungen in der Wahl des Ausdrucks überflüssig macht; und ebenso haben unsere Schüler eine beharrliche Abneigung gegen das nhd. Relativpronomen, die der Lehrer nicht energisch genug bekämpfen kann. Und doch müssen die Schüler des *wo* entwöhnt werden, wenn ihr Ausdruck auf sprachliche Reinheit und Richtigkeit Anspruch machen soll.

IV. Das Zeitwort.

a. Die Zeit- und Modusformen.

Mit Recht sagt J. Grimm:[2]) „Wenig Sprachen sind für den Ausdruck der Zeitverhältnisse sparsamer ausgestattet als die deutsche; sie besitzt nur Formen eines Praesens und eines einzigen Praeteritums. Weder das Futurum noch die in anderen Sprachen vielfach gegliederten Stufen der Vergangenheit vermag sie unumschrieben zu bezeichnen.“

In der elsässischen Mundart fehlt sogar das nicht umschriebene Praeteritum.[3]) Es ist dies ja eine Eigentümlichkeit, welche alle alemannischen Dialekte in dem Masse teilen, dass man sagen kann: „Wo ein Praeteritum gehört wird, hört das Alemannische auf.“[4]) Die Heidelberger Universität hat im Jahre 1891 als Preisaufgabe

[1]) Vgl. u. a. Behaghel S. 33; Reis S. 25 nimmt zur Erklärung dieser Erscheinung, deren Alter noch nicht bestimmt ist, die aber auch in anderen Sprachen Analogien hat (Binz S. 61), eine Verschmelzung folgender Ausdrucksweisen an: *„das Haus, in dem er wohnt“* und: *„das Haus, wo er wohnt.“* Ausserdem erwähnt er einen Erklärungsversuch Behaghels, dessen auch Binz S. 62 mit den Worten gedenkt: „Ausgangspunkt dafür (für *wo* als Ersatz des Relativpronomens) ist wahrscheinlich die lokale Bedeutung des mhd. *dâ* in Sätzen wie: *er gie zem küenege, dâ er saz*; vgl. Erdmann Grundzüge der deutschen Syntax 1886 I. 55: „Das relative Adverbium *wo* wird in ungebildeter Volkssprache gebraucht, einen alten Typus der grammatischen Relativsätze erneuernd: *der Mann, wo gestern da war.*“ Welche Umwege die Mundart machen muss um den Genitiv des Relativpronomens zu umschreiben, können folgende Beispiele zeigen: *diss nei Kleid, wo Ihne d'Farb dervon so güt gfallt* (Jahrb. des V. C. VIII, 184); *d'Harmonie, wo der President dervon in de Gmeinderat isch komme* (ebenda S. 192); Lienhart S. 64.

[2]) Gr. IV. 139.

[3]) Lienhart S. 67; Mankel S. 49.

[4]) Sütterlin S. 62; Behaghel S. 210; Reis S. 25.

eine Untersuchung über den „Untergang des einfachen Praeteritums in der Volkssprache des südlichen Deutschlands" ausgeschrieben, die aber bis jetzt keine Lösung gefunden hat. Über das Alter dieser Erscheinung fehlen uns auch noch sichere Angaben. Zu ihrer Entstehung hat jedenfalls die allen Mundarten eigene Neigung mitgewirkt, die Formenbildung durch Formenumschreibung und Formenvertretung zu umgehen; doch reicht diese Erklärung nicht völlig aus.[1])

Die elsässische Mundart besitzt zunächst noch das Praesens des Indikativs, welches ähnlich gebraucht wird wie in der Schriftsprache, also auch häufig für das Futurum eintreten muss.[2]) Ausdrücke aus dem Pfingstmontag wie: *mer gehn ieneds ane* = wir werden irgendwohin gehen; *der Kolmerer kummt au* = der Kolmarer wird auch kommen, haben auch für uns wenig Befremdendes, da ja auch wir die einfache Form des Praesens der zusammengesetzten des Futurums vorziehen, selbst wenn dadurch die feinen Zeitunterschiede verwischt werden sollten. Mitunter genügt der Zusatz von Zeitadverbien, z. B. *er kummt allewäj*, um dem Missverständnisse vorzubeugen, ob mit der Praesensform die Zeitstufe der Gegenwart oder der Zukunft gemeint sei. Häufig wird auch das Futurum mit *welle* = wollen umschrieben.

Dass das mit *sein* oder *haben* gebildete Perfekt das erzählende Imperfekt ersetzt (*er het gsait* = er sagte), wurde bereits oben erwähnt.[3])

Auch ein Plusquamperfekt besitzt die Mundart nicht; man gebraucht dafür ein mit *sein* oder *haben* erweitertes Perfekt: *ich hab ne gsehn ghet* = ich hatte ihn gesehen.[4])

Der Konjunktiv des Praesens ist im lebendigen Gebrauch gänzlich ausgestorben; es hat sich nur noch in einigen Wunschformeln u. dgl. erhalten: z. B. im Pfingstmontag I, 4. 50 *bhüet ess Gott;* II, 2. 43 *dass Gott erbarm;* im Zornthal: *sai Gott* = segne Euch Gott! u. a.[5])

---

[1]) Erdmann S. 104: „Es zeigt sich darin, dass die deutsche Sprache keine Neigung hatte, verschiedene Auffassungen einer vergangenen Handlung scharf zu sondern." Erdmann bringt einen Beleg aus Pauli: 1518.

[2]) Erdmann S. 95 fg; Lienhart S. 67. Über die im Sundgau gebräuchliche Redensart: *i gang gê* = ich werde sogleich gehen vgl. Stoeber Volksbüchlein S. 125 und Frommann II, 561. In Kolmar sagt man z. B. auch: *es kummt gê raje* = es wird gleich regnen.

[3]) Über die Bildung des umschriebenen Praet. werde ich weiter unten sprechen. Bisweilen wird das Imperf. durch *als* = immer umschrieben: *er het als gsait* = pflegte zu sagen: Spieser im Jahrbuch d. V. C. VIII, 141.

[4]) Lienhart S. 67; Mankel S. 49.

[5]) Lienhart S. 67 Anm.; Sütterlin S. 62.

Auch der eigentliche — d. h. ohne Umschreibung gebildete — Konjunktiv des Praeteritums ist selten; meist wird der Konditionalis mittelst *thun* oder *haben* und dem Infinitiv umschrieben, während die schwerfällige Umschreibung mit *würde*, die im Nhd. leider so grosse Verbreitung gefunden hat, der elsässischen Mundart fremd ist; so heisst es also im Pfingstmontag: *wenn Sie's verbiede dät* (III, 1, 35); *wenn er's erfahre dät. Der dät sie durchkurranze* (I, 6. 89) und recht umständlich und gekünstelt in den Worten, die der Klaus vom Kochersberg spricht: *wämm d'Onnemy nit wärd, dät d'Bryd myn Schoz sin müesse.*[1])

Hinsichtlich des unumschriebenen Konjunktivs Praeteriti bestehen zwischen einigen Gegenden des Elsasses interessante Unterschiede. Im Oberelsass ist derselbe häufiger erhalten als im Unterelsass. In den Anmerkungen zu einem Gedichte Ottes in Mülhäuser Mundart sagt Stoeber:[2]) „*bläwe* = bleiben würden, ebenso *luff i* = liefe ich; beide Formen sind nur im Sundgau gebräuchlich.“ Mankel[3]) zählt nahezu 30 starke Zeitwörter auf, welche noch im Stande sind, einen eigenen Konditionalis zu bilden: z. B. *half* zu *halfe; nam* zu *name; fier* zu *fåre* u. a. m.; nur 2 bilden den Konjunktiv mit Anhängung von *t*, auf das ich weiter unten zu sprechen komme: *sât* zu sehen und *gât* zu geben.

Dass ein Bedürfnis nach diesen Konjunktivformen bestand und auch noch besteht, kann besonders der Umstand zeigen, dass im Münsterthal mehrere schwache Verba starke Konditionalis gebildet haben; diese sind *mache — miech; koife — kief*; *sâge — sieg; fryoge — frieg*, die auch in anderen süddeutschen Mundarten: in Basel, Schwaben, Tirol nachweisbar sind.[4]) In diesen Formen, die sich als falsche Analogien[5]) darstellen, tritt das Streben hervor, für den Konjunktiv Praet. eigene, lautlich genügend gekennzeichnete Bildungen zu besitzen.

Die schwachen Verben bilden im Münsterthal den Konjunktiv Praet. durch Anhängung von *tet: lachtet* = thät lachen.[6])

[1]) Sütterlin S. 80.

[2]) Frommann V, 116.

[3]) S. 50 fg.

[4]) Aus Seiler führe ich an: *luff* und nach Analogie hierzu *chuff* von *kaufen; fier; schlieg; chem, chiem, käm; miech; frieg; fund;* bezüglich Schwabens s. Frommann II, 111, wo *miech, kief, sieg* genannt werden; in Tirol stehen neben den schwachen Formen auf *et (i saget, machet* u. s. w.) die starken: *sieg, miach, friag:* Frommann III, 453.

[5]) Eine solche Analogiebildung ist auch das im Pfingstmontag mehrfach gebrauchte *miecht* oder *miechdi:* vgl. Sütterlin S. 70.

[6]) Mankel S. 52.

Dieselbe Bildungsweise herrscht nun durchweg im Unterelsass. Im Pfingstmontag werden von den starken Verben die Konjunktive Praet. mit Anhängung von *t* oder *di* oder *didi* (*brächt* III, 3. 50; *sähdi* I, 6. 42; *schrybdidi* I, 7. 33; *hiesst* III, 1. 35; *hiessdi* V, 9. 9; *hiessdidi* I, 8. 94) gebildet; die Endung *-didi*, welche besonders auch bei den schwachen Verben gebraucht wird (*reddidi* II, 3. 63), ist heute verloren und jedenfalls wie auch *t* auf *thäte* zurückzuführen: demnach werden im Pfingstmontag eigentlich alle Konditionalis umschrieben gebildet.[1])

Noch ärmer ist das Zornthal, wo die wenigen Konjunktivreste wie *gabt* zu geben; *lait* zu liegen; *namt* = nähme; *kamt* = käme; *gangt* = ginge und *stangt* = stände, die sich im Anschluss an die Praeteritopraesentia gebildet haben und welche gleichfalls in der Endung *t* den letzten Rest von *thäte* zeigen, veraltet und im Aussterben begriffen sind.[2])

Es erfreut sich also das Oberelsass noch eines — wenn auch nicht allzu bedeutenden — Reichtums an eigentlichen Konjunktiven Praet., während man im Unterelsass bald nur noch die umschriebenen Formen hören wird, welche auch im Nhd. den schriftlichen und mündlichen Ausdruck so ausserordentlich schwerfällig machen.[3])

Da der Konjunktiv Praes. gänzlich fehlt, so muss der Konjunktiv Praet. seine Vertretung übernehmen.

Ich schliesse hieran eine syntaktische Bemerkung an. In der abhängigen Rede, d. h. im abhängigen Behauptungssatze und in der abhängigen Frage, gebrauchen wir im Nhd. den Konjunktiv Praes., der aber ohne durchgreifenden Unterschied in der Bedeutung mit dem Konjunktiv Praet. wechselt.[4]) Wir ziehen im ganzen den Konjunktiv des Praesens vor und lassen sonst die Rücksicht auf die Deutlichkeit der Formenunterscheidung walten; es heisst: *er sagt* oder *sagte*, *sie hätten das Fieber*, aber: *er habe das Fieber*, seltener *er hätte*.[5]) Die Dialekte haben dies Schwanken beseitigt: die Nieder- und Mitteldeutschen, sowie das Süd- und Ostfränkische und Österreichische entschieden sich für den Konjunktiv Praet.; das Alemannische und Bayerische, auch das Deutsch-Lothringische, für den Konjunktiv des Praesens.[6])

[1]) Sütterlin S. 62 und 80.
[2]) Lienhart S. 69.
[3]) Wustmann a. a. O. S. 184.
[4]) Behaghel S. 212.
[5]) Erdmann S. 180.
[6]) Behaghel S. 213; Lienhart S. 67.

Im Elsass ist dieser aber gänzlich ausser Gebrauch, und ich erblicke darin einen Hauptgrund, weshalb es unseren Schülern so schwer wird, abhängige Behauptungs- und Fragesätze nach den in der Schriftsprache herrschenden Regeln zu bilden. Wo sie nur können, drücken sie sich um den Gebrauch des Konjunktivs herum und können erst mit vieler Mühe dahin gebracht werden, die abhängige Rede richtig zu gestalten. Namentlich bei Nacherzählungen muss der Lehrer ein scharfes Ohr für den Ausdruck der Schüler haben, damit er nicht fehlerhafte Wendungen wie: „Ziethen fragte den Rittmeister Kurzhagen, wo seine Eltern sind" (statt seien) u. dgl. überhört. Wiederholte Umsetzungen von direkter in indirekte Rede werden sich hier als recht förderlich erweisen.

Bevor ich zu den Nominalformen übergehe, will ich noch ein kurzes Wort über die Personalendungen[1]) einfügen. Die erste Person der Einzahl ist stets flexionslos, die zweite endet auf *-sch*, die dritte auf *t*. Namhafter sind die Abweichungen vom Nhd. in der Mehrzahl, wo sich die zweite und dritte Person an die erste angeglichen haben, nach Abfall des auslautenden *n* also *e* die gemeinsame Endung ist. Der Imperativ stimmt im Singularis mit der ersten Person Sing. Indik. überein, im Pluralis mit der zweiten.[2])

Von Nominalformen besitzt die Mundart einen Infinitiv des Aktivums, bei dem das *n* der Endung durchweg geschwunden ist: *mache*, *halte*.[3])

Im Pfingstmontag finden sich einige wenige Participia Praes., die aber wahrscheinlich aus dem Nhd. übernommen sind. Sonst wird das Mittelwort der Gegenwart im Elsass nicht gebraucht.[4])

Über das Mittelwort der Vergangenheit werde ich weiter unten sprechen.[5])

b. Das Praesens der starken Zeitwörter.

Da es mir im wesentlichen nur darauf ankommt, einen Überblick über diejenigen grammatischen Eigentümlichkeiten der elsässischen Mundart zu geben, welche mehr oder minder erheblich

[1]) Lienhart S. 69; in Mhd. sind die Pluralendungen *-en, -et, -ent;* im Elsässischen erfolgte die Angleichung an die erste Person, in Schwaben an die zweite; dort geht also der ganze Plural auf *-et* aus: Frommann II, 111.

[2]) Lienhart S. 69.

[3]) Lienhart S. 68.

[4]) Sütterlin S. 58.

[5]) Zu den aktiv gebliebenen Participien transitiver Verba (Lienhart S. 69) vgl. namentlich Erdmann S. 85. Aus dem Pfingstmontag führe ich an: I, 8. 30 *so durchgstuddierdi Lyt;* II, 6. 120: *'s het dert viel glehrdi Lyt, gstuddierdi.*

vom Nhd. abweichen, so verteile ich das, was über die starke und schwache Konjugation zu sagen wäre, auf zwei Abschnitte, in denen ich das Praesens der starken Verba und die Bildung des umschriebenen Praeteritums behandle.

Im Praesens der starken Zeitwörter haben Umlaut und Brechung in die Stammvokale Abwechslung gebracht, der bei den schwachen Verben Gleichförmigkeit gegenübersteht. Da die Flexionsendung der zweiten und dritten Person ursprünglich ein *i* enthielt, so musste Umlaut des sog. Praesensvokals eintreten; darum heisst es: *ich trage, du trägst, er trägt; ich laufe, du läufst, er läuft* u. s. w. Derselbe Umstand führte die Brechung herbei und zwar so, dass *i* da steht, wo bei umlautfähigen Verben der Umlaut eintritt, *e* da, wo der nicht umgelautete Vokal bleibt; frühzeitig hat sich aber die erste Person Sing. der zweiten und dritten anbequemt, und so heisst es im Mhd. *ich gib, du gibst, er gibt; ich nim, du nimst, er nimt.* Das Nhd. hat aber die erste Person des Singulars dem Plural, welcher durchweg *e* zeigt, angeglichen und so entstand die jetzt übliche Flexionsweise: *ich nehme, du nimmst; ich gebe, du gibst* u. s. w.[1])

Die elsässische Mundart hat diesen Wechsel nicht mitgemacht, sondern für die erste Person Sing. das alte *i* beibehalten; darum sagt man *i sich* = ich sehe; *i nim* = ich nehme; *i gib*, und diese Formen werden vielfach auch von unseren Schülern gebraucht.[2])

Die Mannigfaltigkeit der Formen, welche bei den umlautfähigen Verben der Umlaut innerhalb der Einzahl des Praesens hervorgerufen hat, erschien der Mundart lästig und unbequem, und in dem Streben nach Gleichmässigkeit der Formen liess sie den Umlaut nicht eintreten.[3]) Und wogegen hat der Lehrer wohl mehr anzukämpfen als gegen Formen wie: *er lauft, er schlagt, er stosst, er wachst* u. s. w.?

Überall hat hier der Vokal der ersten Person die Herrschaft über den ganzen Singularis gewonnen und Formen erzeugt, die vom Standpunkte des Nhd. aus als fehlerhaft zurückgewiesen werden müssen.

---

[1]) Behaghel S. 70; 72; 184.

[2]) Sütterlin S. 65; dort wird auch die Form: *les* = lies, *er lest* besprochen.

[3]) Lienhart S. 68; Mankel S. 51; Sütterlin S. 64. In der Mundart des Zornthals haben die Verben *schlagen* und *tragen* Umlaut, der hier auch auf die erste Person ausgedehnt ist; auch das, allerdings selten gebrauchte *fallen* hat dort Umlaut. Bei näherer Nachforschung finden sich vielleicht noch mehr Verba, welche den ursprünglichen Umlaut bewahrt haben. — Auch sonst unterbleibt bisweilen der Umlaut: *gedruckt* = gedrückt; *Bruck* = Brücke; *bukke* = bücken u. a.: Sütterlin S. 32; vgl. auch oben S. 20 und 24.

c. Die Bildung des umschriebenen Praeteritums.

Der Umstand, dass die elsässische Mundart kein einfaches Praeteritum mehr kennt, sondern stets zur Erzählung vergangener Thatsachen das mit *haben* oder *sein* und dem Mittelwort der Vergangenheit gebildete Perfektum verwendet, legt dem Lehrer die Pflicht auf, mit den Schülern den Gebrauch der eigentlichen Praeterita, sowie des Plusquamperfektums fleissig zu üben und die Stammzeiten mancher Zeitwörter nicht anders lernen zu lassen, als der Gymnasiast seine lateinischen und griechischen unregelmässigen Verba auswendig lernt.

Nur im Participium besteht zwischen der starken und schwachen Konjugation noch ein Unterschied; und auch dieses Part. Praet. giebt für die Aneignung der nhd. Praeterita keine durchaus sicheren Anhaltspunkte. Gemeinsam ist den Participien der starken und schwachen Konjugation die Vorsilbe *ge-*, die sich auch in derMundart meist erhalten hat, bisweilen allerdings zu *g-* verkürzt; besonders vor Kehllauten fällt sie gern mit dem Kehllaut zusammen, so dass sie hier gänzlich ausgefallen zu sein scheint: *gange* = gegangen, *kauft* = gekauft. Sonst fällt das *ge-* nur in einigen Gegenden des Elsass, so im Münsterthal, vor Doppelkonsonanz ab: *brôcht* = gebracht; *blewe* = geblieben.[1])

Durchgreifender und für den Lehrer wichtiger sind die Abweichungen vom Hochdeutschen, die dadurch entstanden sind, dass Verba aus der starken Konjugation zu der schwachen übergetreten sind und umgekehrt. Im allgemeinen lässt sich sagen, dass, besonders in Mitteldeutschland, z. T. schon in Lothringen, die Übergänge von der starken Konjugation zur schwachen zahlreicher sind,[2]) und Lienhart[3]) hat Recht, wenn er sagt: „Es ist nicht zu verkennen, dass der Sprachgebrauch aus rein mechanischen Gründen der schwachen Konjugation sehr gern entgegenkommt und ihr einen grösseren Spielraum zu geben sucht.“ Das Elsässische hat mehrere alte starke Participia bewahrt.

Es ist mir nicht möglich, hier ein vollständiges Verzeichnis

---

[1]) Stoeber bei Frommann V, 115; Lienhart S. 69; Mankel S. 49; Sütterlin S. 40. Es ist darum nicht ganz richtig, wenn es bei Haug Grammatische Übungen II, 33 heisst: „Wie in andern Dialekten, so bleibt auch im elsässischen beim Mittelwort der Vergangenheit vor der mit *b p d t z g k* anlautenden Stammsilbe des Zeitworts die Vorsilbe *ge-* weg: z. B. *bracht, packt, tragen, zählt* u. s. w.“

[2]) Behaghel S. 191; Osthoff S. 22.

[3]) S. 66.

aller in der elsässischen Mundart vom Nhd. abweichenden Participia Praet. zu geben; ich begnüge mich damit, aus den von Lienhart,[1] Mankel[2] und Sütterlin[3] für die von ihnen durchforschten Gebiete gemachten Zusammenstellungen das Wichtigste hervorzuheben. In der Mundart sind u. a. schwach, im Nhd. stark: *ghebt, gewebt;* sodann *denken — gedenkt;* bei *nennen, kennen, rennen, brennen* tritt der sog. Rückumlaut nicht ein; man bildet also: *genennt, gekennt* u. s. w., wie in vielen deutschen Mundarten.[4]

Umgekehrt sind in der Mundart stark, im Nhd. schwach gebildet die Participia: *gebade; gebäue* = gebaut; *gereue; gelitte* = geläutet; *gewunsche; gezunde; gehunke; gewunke; gegrine* (von *greinen* = weinen); *gebolle; gekrische.*

Der Lehrer wird vielfach beobachten können, dass die Schüler diese Formen auch in die Schriftsprache einzuführen suchen; nach meinen bisherigen Erfahrungen werden bei *denken* und den im Nhd. rückumlautenden Verben *nennen, brennen, kennen* und *rennen* die meisten Fehler gemacht.

Der zweite Bestandteil des Perfektums oder des umschriebenen Praeteritums ist das Hülfszeitwort *sein* oder *haben.* Bekanntlich bevorzugt man in Süddeutschland *sein,* in Norddeutschland, wo man sogar sagen kann: *dat het gaud west* = das ist gut gewesen,[5] *haben.* Der hochdeutsche Gebrauch zeigt mancherlei Schwankungen; doch hat sich als ziemlich allgemein anerkannte Regel festgesetzt, dass Zeitwörter, die eine räumliche Bewegung ausdrücken, wie: *begegnen, dringen, fallen, fliehen, gehen, kommen, laufen* u. a. m. mit *sein* verbunden werden.[6]

Dem schriftsprachlichen Gebrauch entgegen rechnet die Mundart[7] zu diesen Zeitwörtern auch *sitzen, stehen, liegen* und bildet demnach ihr Praeteritum mit *sein: i bin gsesse, du bisch gstande;* Pfingstmontag III, 7. 74: *wie ich so an es bin gstande hien.*

---

[1] S. 71.

[2] S. 53.

[3] S. 80.

[4] Albrecht S. 55; Weinhold Dialektforschung S. 128. In Schlesien sagt man sogar: *die Bekennten.*

[5] Behaghel S. 33; Erdmann S. 106, der aus Klopstock anführt: „Bei den Hilfswörtern *sein* und *haben* werden wir wohl nie zur völligen Festsetzung gelangen — verdient wenigstens haben wir, dass es nie geschehe. Denn warum fanden wir nötig, zu einerlei Bedeutung zwei Hilfswörter anzunehmen?" Grimm meint dagegen (Gr. IV, 166): „Im ganzen entspringt aus der hochdeutschen Abwechslung beider Verba eine günstige Mischung."

[6] Erdmann S. 108.

[7] Lienhart S. 70; Binz S. 71; Reis S. 17.

Sonst deckt sich in der Wahl von *sein* oder *haben* bei der Bildung des Perfekts die Mundart mit dem Hochdeutschen.

Am Schlusse dieses Abschnitts möchte ich die Lehrer noch auffordern, auf die Einübung und Anwendung der richtigen Formen der Hülfszeitwörter *sein, haben, wollen, sollen, mögen, müssen* u. s. w. zu achten. In Folge des häufigen Gebrauches waren diese so starken Verkürzungen und Abschleifungen ausgesetzt, dass die mundartliche Form kaum mehr die nhd. erkennen lässt.

C. Syntax.

In den vorigen Abschnitten, besonders in demjenigen über das Zeitwort, habe ich mir bereits mehrere Übergriffe auf das Gebiet der Syntax erlaubt. Was ich in diesem Teile meiner Arbeit an eigentlich syntaktischen Thatsachen mitteilen möchte, beschränkt sich nur auf gelegentliche Beobachtungen, die auf Vollständigkeit noch weniger Anspruch machen können, als die gedrängte Übersicht über die Formenbildung in der elsässischen Mundart.

Mehrfach ist in der letzten Zeit bedauert worden, dass die wissenschaftliche Bearbeitung der Syntax der Mundarten noch so wenig in Angriff genommen worden ist;[1]) für das Elsass fehlen solche Untersuchungen ganz.

Ich lehne meine Bemerkungen, die meist dem Pfingstmontag entstammen, lose an eine Aufzählung der Wortklassen an.

I. Das Hauptwort.

Über die Casus ist oben das Nötige bemerkt worden.

Als Abweichung vom Hochdeutschen wäre hier zu verzeichnen, dass die Mundart die Ergänzung eines Substantivs durch ein anderes in der Form der Apposition wenig kennt[2]) und dafür lieber einen Satz gebraucht. So heisst es im Pfingstmontag II, 4. 14 *de bisch e zue guets Kind, bisch dyner Mueder Fraid un Trost,* wo man nhd. sagen würde: deiner Mutter Freude und Trost.

II. Das Eigenschaftswort.

Bei der Ergänzung eines Adjektivs durch ein Adverb, besonders *so*, weicht das Elsässische in der Stellung vom Nhd ab, wie aus folgenden Beispielen aus dem Pfingstmontag hervorgehen wird: 1, 6. 74 *es het am ganze Stade ken rychi Lyt eso;* II, 3, 33 *so*

[1]) Binz S. 1; Kauffmann a. a. O. S. 413.

[2]) Binz S. 11.

imme junge Burst; II, 5. 18 *'s isch gar e guets Vieh gsin;* mitunter tritt auch Doppelsetzung des Artikels ein:[1]) II, 2. 9 *e so e-n-alder Herr;* II, 2, 24 *e so e junger Mann.* Auch bei unsern Schülern kann man diese Stellung öfters beobachten.

III. Das Fürwort.

Zum Gebrauch der fragenden Fürwörter ist zu bemerken, dass die Mundart, wie dies auch schon im Mhd. geschah, das Interrogativpronomen gern durch *dass, ass* verstärkt: *i mecht wisse, wel Zitt ass es isch.*[2]) Wahrscheinlich erklärt sich dieser Gebrauch so, dass nach Analogie der Konjunktionalsätze, in denen die einfache Konjunktion mit *dass* in Verbindung trat (*bis dass, seit dass),* ein solches *dass* auch zu den Fragefürwörtern gesetzt wurde.[3])

Bisweilen wird, namentlich von älteren Leuten, statt des Dativs des zurückbezüglichen Fürworts *sich,* unbetont *si,* die Dativform des entsprechenden persönlichen Fürworts gebraucht: *er losst im e Kleid mache.*[4])

Bei Nacherzählungen verschlingen unsere Schüler nach dem Vorbilde der Mundart häufig Relativ- und Konjunktionalsätze derart in einander, dass eine Sonderung kaum mehr möglich ist; dass, wie Paul[5]) sagt: „der Hauptsatz logisch so untergeordnet wird, dass man ihn als Bindeglied fassen kann und er sich dann in den Nebensatz hineinschiebt." Ich bringe ein Beispiel aus dem Pfingstmontag bei: III, 2. 30: *so Gschichde, gar von zelle, wo merr Rommaner haisst und wo d'Herr Pfarrer welle, dass merr nit lese soll, wyl dass der Beesgo'bhüets syn Spiel drinn het.*

IV. Das Umstandswort.

Bei den mit *da* zusammengesetzten Adverbien: *druf, derhinder* u. a. findet Pleonasmus statt, der sich in der Doppelsetzung des *da* äussert: Pfingstmontag II, 4. 5 *do wott i wette druf;* I, 7. 10 *do sinn viel Schlösser druf;* vgl. auch II, 7 2 *wo de ke Fraid dra' hätst;* IV, 5. 74 *wo e Hex drinne stekt.*[6])

---

[1]) Binz S. 17.

[2]) Lienhart Lex. II, 120. In Leipzig und auch in anderen Gegenden (vgl. Fritz Reuter) gilt es als besonders fein, die Konjunktionen durch *dass* zu verstärken; Beispiele giebt Albrecht S. 59, z. B. *er kann es nich versprechen, indem dass er schon etwas andersch vorhat; während dass ich noch so dastand* u. s. w.

[3]) Behaghels Erklärung bei Binz S. 42.

[4]) Lienhart Gr. S. 61.

[5]) Paul Principien der Sprachgeschichte 1886 S. 253; Binz S. 63.

[6]) Binz S. 23.

Die Verba *sein, lassen, dürfen, können, mögen, müssen, sollen, wollen* können in vielen Mundarten[1]) ohne weiteres mit Ortsadverbien verbunden werden, um die Bewegung von oder nach einem Orte zu bezeichnen. Der Pfingstmontag liefert mir folgende Beispiele: I, 2. 2 *wenn i mit nus hät müe'n* I, 5. 22 *do derf ken Mensch ins Hüs, der Mann derf nieneds hien;* I, 6. 95 *un will nit mit erüs;* II, 8. 8 *d'Mueder isch ebe nuf.*

Auch unsere Schüler lieben diese abgekürzte Ausdrucksweise sehr.[2])

Hinsichtlich der Verneinung ist zu bemerken, dass sich die elsässische Mundart mit den meisten andern deutschen Dialekten dem Grundsatze: *duplex negatio affirmat* nicht anbequemt hat, also Verneinungen häufen kann, ohne dadurch eine starke Bejahung zu erzielen.[3]) Aus dem Pfingstmontag führe ich an: II, 1. 17 *merr kriejt jo do au nie ken Messkrom;* II, 6. 64 *merr kann doch kaim von dene Maidle do ken breesel numme traoue;* I, 5. 7 *wo kains nix dervon träumt.*

V. Das Verhältniswort.

Im allgemeinen stimmen Mundart und Schriftsprache im Gebrauche der Praepositionen überein; doch bestehen auch hier einige Verschiedenheiten, die für den Lehrer wissenswert sind.

Bei *trotz, anstatt, wegen, während* hat der Dativ die Funktionen des untergegangenen Genetivs übernommen; es heisst *wej-n-em Geld* u. s. w., und nur mit vieler Mühe können unsere Schüler dahin gebracht werden, *wegen* und *während* mit dem Genitiv zu verbinden.[4])

Bei *gegen* schwankt die Mundart zwischen dem Dativ, der im Mhd. allein möglich war, und dem in der Schriftsprache üblichen Accusativ; man spricht *er isch geje mir geloffe;* Arnold aber sagt II, 4. 51 *was hesch denn geje ne.*[5])

---

[1]) Albrecht S. 67.

[2]) Binz erklärt diese Erscheinung S. 21 so: „Eine Ellipse eines Verbs der Bewegung anzunehmen, ist nicht nötig; die Vorstellung der vollzogenen Bewegung ist im Adverb genügend stark ausgedrückt, sodass man keines Verbs mehr bedarf." Den mhd. Gebrauch bei Können und Mögen (vgl. Gudr. 734, 4 *daz sie nindert mugen zuo der strâzen)* habe ich besprochen in meiner Abhandlung: „Die Bedeutungen und der syntaktische Gebrauch der Verba Können und Mögen im Altdeutschen." Zeitschrift für deutsche Philologie XXII, 16.

[3]) Binz S. 27 mit Verweisungen auf Grimm, Miklosisch, Paul.

[4]) Binz, S. 30.

[5]) Der Dativ muss im Elsass bei *geje* stehen, wenn es bedeutet „im Vergleiche mit": Pf. II, 6. 58 *wo nix sinn geje mir;* ebenso in Leipzig und auch sonst: *gegen mir ist der gar nischt:* Albrecht S. 58.

Diejenigen Verhältniswörter, welche zwei Casus bei sich haben können, verlangen den Dativ, wenn die Ruhe an einem Orte oder die Entfernung von einem Orte zum Ausdruck kommen soll, den Accusativ, wenn das Ziel einer Bewegung angegeben werden soll.[1]) Nun enthalten aber in der elsässischen Mundart, wie ich schon oben hervorhob, die Zeitwörter der Ruhe: *liegen, sitzen, stehen* den Begriff der Bewegung: darum *sitzt der Elsässer in die* (oder *den*) *Eisenbahn; liegt in das Bett; steht an einen Stuhl*[2]) u. s. w.

In weiterem Umfange als im Nhd. wird *an* bei Zeitbestimmungen gebraucht; man sagt nicht nur *am Abend, am Morgen*, sondern auch *am Sommer, am sechse;*[3]) und das Lied vom Haselnusstrauch, das Stoeber mitteilt,[4]) schliesst mit den Worten:

un haut 'r mi am Winter ab,
am Summer grüen i widder.

Bei Bewegungen nach einem Orte hin ist im Elsässischen *uf* = auf häufiger im Gebrauch als nach. Berechtigt und wohl der Ausgangspunkt für die sonstigen Anwendungen ist *auf* bei Reisen nach hoch gelegenen Orten oder bei einer Reise vom Unter- in das Oberland; so in dem Wiegenliedchen:[5]) *'s fahrt e Birel uf Lützelstein;* und Pfingstmontag II, 4. 67 *der geht als manchmol nuf uf Kolmer.* Nach Analogie hiervon wird *uf* auch da gebraucht, wo die Bewegung in der Ebene vor sich geht: Pfingstmontag I, 6. 97 *gehn mer uf Ekkelse denn morn?* I, 5. 69 *uf Schilke;* und wenn man die Kinder auf den Knien reiten lässt, sagt man gar:[6])

so ridde sie uf Sachse,
vo Sachse bis uf Pole,
Dert ka m'r se widder hole.

Nachahmung des französischen *en* liegt wohl vor, wenn der Elsässer sagt: *in 1870.*[7])

---

1) Erdmann S. 72. Den durch ganz Mittel- und Norddeutschland verbreiteten alten Gebrauch von *bei* mit dem Accusativ (vgl. Albrecht S. 58; Luther: *Saulus versuchte sich bei die Jünger zu machen;* hessisch: *Stell dich nit bei den Ofen*) kennt das Elsässische gar nicht, wie er überhaupt dem süddeutschen Sprachgefühl fremd ist.

2) Lienhart S. 70.

3) Lienhart S. 58. Pf. I, 4. 42 *d'Lycht geht am sechse-n-an.*

4) Stoeber Volksbüchlein S. 86; aus dem Münsterthal: *am Summer:* Jahrbuch des V. C. VI, 146; aus Zillingen: *am Lechtmas:* ebenda V, 138.

5) Stoeber a. a. O. S. 7.

6) Ebenda S. 27; auch für Rappoltsweiler bezeugt durch Matthis Jahrbuch des V. C. VII, 154.

7) Wustmann a. a. O. S. 268.

VI. Das Bindewort.

Der Gebrauch der Konjunktionen ist in der elsässischen Mundart kein allzu ausgedehnter, weil sie grosse Hinneigung zur nebenordnenden Satzverbindung besitzt und darum vielfach die Sätze — mit oder ohne beiordnende Konjunktion — nebeneinanderstellt, wo das Nhd. ein Satzgefüge, die Unterordnung eines Nebensatzes unter den Hauptsatz, bevorzugt. Ich will dies durch einige Beispiele aus dem Pfingstmontag beweisen:[1]) II, 4. 67: *freau nur de Herr Brofesser, der geht als manchmol nuf uf Kolmer;* II, 7. 9 *'s Gebirgg isch in der Nääche, do sinn viel Schlösser druf* (statt eines Relativsatzes); II, 5. 7: *i main, 's duet ebs himble;* II, 4. 82 *do duet merr gscheider dran, merr blyt syn Lebdaa leddi* (statt eines Nebensatzes mit *dass);* II, 7. 7 *där sott norr komme nuf zue-n-üss, aer könnt scho Lehrgäld gän* (statt eines Bedingungssatzes).

Allerdings liegt in dieser stilistischen Einfachheit, in welcher Klarheit und Durchsichtigkeit des Ausdrucks begründet ist, ein Vorzug der Mundart vor der Schriftsprache, die oftmals einen übertriebenen Gebrauch von der Satzunterordnung macht. Gleichwohl müssen unsere Schüler, wenn auch in bescheidenen Grenzen, lernen, sich in Satzgefügen auszudrücken und die Konjunktionen richtig zu gebrauchen.

Besondere Rücksichtnahme verlangen in dieser Hinsicht die Zeitkonjunktionen, an denen die Mundart ausserordentlich arm ist. Die Schriftsprache besitzt eine Menge von Zeitkonjunktionen: *als, da, während, indem, nachdem, sobald als* u. s. w., durch die sie in Verbindung mit den entsprechenden Zeitformen des Verbums auch feinere Zeitabstufungen zum Ausdruck bringen kann. Die Mundart vermag vergangene Thatsachen nur im umschriebenen Praeteritum zu erzählen und kennt von Zeitkonjunktionen fast nur *wo, wie, bis, bis dass, wenn, sidder, sidder dass,* gar nicht dagegen *als.*[2])

Die Nacherzählungen, zu denen der Lehrer die Schüler anhält, werden ihm erwünschten Anlass bieten, einerseits das sprachliche Gefühl für die richtige Wahl der Tempora auszubilden, anderseits

---

[1]) Beispiele aus der baselstädtischen Mundart giebt Binz S. 69.

[2]) Binz S. 68 fg. Auch in andern Mundarten fehlt *als* und wird durch *wie* ersetzt: Albrecht S. 59. Das temporale *wo,* in einigen Gegenden = *wie* gesprochen, welches im Elsass das fehlende *als* vertritt, ist schon bei Brant nachweisbar. Ob sich *weil* in der alten temporalen Bedeutung = *solange, während* (vgl. z. B. „Freut euch des Lebens, *weil* noch das Lämpchen glüht!") im Elsässischen noch findet (Erdmann S. 79), weiss ich nicht; in Basel hat es sich noch erhalten; doch überwiegt die kausale Bedeutung: Binz S. 68; Seiler S. 316.

auch den Gebrauch der Zeitkonjunktionen, die der Mundart fremd sind — besonders *als* —, den Schülern geläufig zu machen.

Dass, wenn, weil werden in der Mundart ungefähr so gebraucht wie im Hochdeutschen; *sondern* fehlt ganz.[1])

Ich erwähne noch, dass die Infinitivkonstruktionen mit *um — zu* im Elsass unbekannt sind; man sagt stets *für — zu*: Pfingstmontag I, 6. 121 *dnoh were Blueme gsuecht, for Kränz un Stryss ze binde;* IV, 5. 45 *for uf mi loszeklipfle wie uf e Dirkedrumm.*

VII. Das Zeitwort.

Leider stehen mir für den Gebrauch der Modi im Elsass noch keine genügenden Beobachtungen zu Gebote.

Über die Bildung der Zeit- und Modusformen, das Fehlen des Praeteritums, des Konj. Praes., des Part. Praes., die aktive Bedeutung mancher Part. Praet. u. a. habe ich bereits oben gesprochen.

Ich füge hier nur noch hinzu, dass nach den Verben *wollen, sollen, mögen, dürfen, können, müssen, lassen, sehen, hören,* wie im Hochdeutschen, im Praeteritum das Participium durch den Infinitiv ersetzt wird, sobald sie mit einem Begriffsverbum verbunden werden;[2]) man sagt im Hochdeutschen wie in der Mundart: *ich habe kommen wollen,* nicht *gewollt.* Nur unterscheiden sich Mundart und Hochdeutsch darin, dass in der Mundart das Hülfszeitwort vor das Begriffsverbum tritt. Aus der Mundart des Zornthals führt Lienhart an:[3]) *ich ha ne wele hole.* Zahlreiche Beispiele für diese Abweichung von der hochdeutschen Wortstellung, die man auch vielfach bei unsern Schülern beobachten kann, bietet der Pfingstmontag, von denen ich hier einige mitteile: I, 7. 9: *i hät's em ehnder solle zaye;* II, 5. 48 *un wie er noch am End e Geller het lon gehn;* IV, 4. 16 *de hesch mer's nie recht welle-n-anvertraoue;* III, 7 78 *jez hättst du's solle sehn;* Ehrenfried Stoeber Ged. S. 20: *hen si di's losse b'schaue.*[4]) Ebenso ist in folgenden Fällen das Begriffsverbum hinter das Hülfszeitwort getreten: IV, 4. 29 *de sottst di wayer lon usdrumme;* II, 2. 10 *i will di lehre schelde.*

---

[1]) Erdmann S. 76; Binz S. 64.

[2]) Grimm Gr. IV, 168 nahm Analogie nach *heizen = geheizen* an; vgl. Reis S. 31; Binz S. 72; Erdmann S. 110 dagegen Assimilation des mit *haben* verbundenen Part. Praet. an die Infinitivform.

[3]) Lienhart Gr. S. 74.

[4]) Doch findet sich auch die nhd. Stellung; z. B. II, 5. 53 *het redde kinne;* II, 2. 72 *er het mi's lehre lon.*

Die anderen Wortklassen haben mir zu Bemerkungen keinen Anlass gegeben.

Hiermit schliesse ich die Zusammenstellung einiger syntaktischer Eigentümlichkeiten, in denen die elsässische Mundart vom Hochdeutschen abweicht und deren Kenntnis dem Lehrer nützlich sein kann.

Ich betone die Unvollkommenheit und Lückenhaftigkeit des Gebotenen noch einmal ausdrücklich.

Hoffentlich regen meine Bemerkungen zu Untersuchungen über die elsässische Syntax an, die in vieler Beziehung nicht minder bedeutsam ist als die Laut- und Flexionslehre, aber bisher noch wenig Beachtung gefunden hat.

Es bleibt noch die Frage zu erörtern, in welcher Weise der Lehrer erfolgreich verhindern kann, dass jene mundartlichen Eigentümlichkeiten, welche bisher Besprechung fanden, seine Bemühungen durchkreuzen, reines und richtiges Hochdeutsch zu lehren.

Ich müsste fürchten, mich in pädagogische Gemeinplätze zu verlieren, wollte ich an dieser Stelle ausführlich auseinandersetzen, welche Macht zunächst das Beispiel des Lehrers ausübt. Sowie seine Aussprache möglichst frei von dialektischer Färbung sein soll, soll auch sein Ausdruck sorgfältig alle Fehler gegen die hochdeutsche Formenbildung und Wortfügung vermeiden. Wenn der Lehrer aber spricht: *Die Kartoffel wachst am Sommer auf den Felder; Friedrich hiess wegen dem roten Bart Barbarossa*, so darf er sich nicht wundern, dass auch die Schüler so sprechen und schreiben und es unverständlich finden, weshalb in einem Schüleraufsatze der Lehrer jene Ausdrücke als fehlerhaft zurückweist.

Herbart sagt einmal: „Jeder Fehler ist ein Unglück für den Schüler"; um wie viel mehr, wenn ihn der Lehrer macht und mit seiner Autorität gewissermassen für ihn eintritt!

Die Pädagogen sind über den Wert eigener grammatischer Übungen nicht einig; durch die Ausschreitungen der Beckérschen Schule, welche z. B. die Volksschüler dazu anhielt:[1]) „Satzgefüge zu bilden mit Umstandssätzen der Weise, welche die Weise als eine Ähnlichkeit bezeichnen", sind die grammatischen Übungen in argen Verruf gekommen. Stellt man sie aber in den Dienst der Aufgabe, die Schüler zum richtigen Gebrauch der Schriftsprache heranzubilden, so sind sie zweifellos von Nutzen.

---

[1]) **Wurst** Anleitung zum Gebrauche der Sprachdenklehre. 1851 I, 194; **Raumer** a. a. O. III, 179.

Die oben verzeichneten und besprochenen Unterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache geben Gesichtspunkte an, nach denen solche Übungen einzurichten sind.

Besonders aber — und das kann nicht eindringlich genug betont werden — muss der Lehrer für das, was die Schüler sprechen und schreiben, ein wachsames Ohr haben, das ihn keinen Fehler überhören, und ein scharfes Auge, das ihn keinen Fehler übersehen lässt. Er darf die Mühe nicht scheuen, die falsch sprechenden und schreibenden Schüler immer wieder zu verbessern. Eröffnet er diesen Kampf nicht bereits in den ersten Schulwochen und führt er ihn nicht mit zielbewusster Strenge bis zum Ende durch, so kann er niemals hoffen, die Schüler zum sicheren und richtigen Gebrauch der hochdeutschen Schriftsprache zu bringen. Dabei muss er sich freilich vor übertriebener Pedanterie und kleinlicher Nörgelei hüten, die den Schüler schliesslich mutlos und verzagt macht, sondern darf nur das tadeln, was wirklich tadelnswert ist.

D. Wortschatz.

Auch in diesem Abschnitte meiner Arbeit kann ich nur kurze Andeutungen geben. Denn erst das Erscheinen des Idiotikons wird eine Darstellung der elsässischen Wortbildungs- und Wortbedeutungslehre in wünschenswerter Vollständigkeit ermöglichen.

Wie bisher lege ich das Hauptgewicht auf solche Eigentümlichkeiten, in denen Mundart und Schriftdeutsch auseinandergehen und die der Lehrer kennen sollte, damit er einen fruchtbringenden Unterricht in der nhd. Schriftsprache erteilen kann.

Die Wortbildungslehre habe ich bereits gestreift, als ich erwähnte, dass das Elsässische die aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche eingedrungene Deminutivendung *-chen* nicht kennt.

Die sog. untrennbaren Vorsilben *ent* und *zer* sind der Mundart fremd. Für die nhd. Vorsilbe *ent* ist *er* eingetreten: entzwei wird zu *erzway:* Pfingstmontag IV, 5. 105, entgegen zu *ergeje* II, 4. 17; dagegen fehlt *er* in vielen dem Nhd. entsprechenden Bildungen und wird meist durch *ver* ersetzt, das überhaupt im Elsass grosse Verbreitung gefunden hat. So finden wir im Pfingstmontag III, 2. 110 und V, 6. 49 *verwitsche* = erwischen; III, 4, 174 *versoffe* = ersoffen. Diesen von Sütterlin[1]) mitgeteilten Beispielen

[1]) S. 41; *entfüert* V, 6. 52 ist ebenso wenig volkstümlich als *erstoche* I, 4. 18: Sütterlin a. a. O. — Statt *verschliessen* gebraucht man noch *beschliessen*, so wie Wernher von Tegernsee um 1170 in dem ältesten deutschen Liebeslied singt: *du bist beslozzen in mînem herzen.*

füge ich noch hinzu *verrothe* = erraten; *verzähle* = erzählen; *ver* muss auch die Funktionen des nhd. *zer* übernehmen, das sich im Elsass gar nicht findet.[1]) Man sagt also *verreisse; verknetsche* = zerdrücken; ebenso *verknoze; vermumfle* = zerkauen; *verspringe, verspalte* u. a. m.

Abstrakta kennt die Mundart nur in beschränktem Masse; darum sind Bildungen auf *-nis, -heit, -keit* und *-tum* ziemlich selten[2]) und bezeichnen, wenn sie vorkommen, meistens Konkreta; so *Ghaimnuss* Pfingstmontag I, 8. 41; *Rychdum* II, 2. 82; *Ayedum* III, 4. 161; *Owwrigkeit* IV, 1. 6; *Gaistlikeit* IV, 3. 28.

„Der Sprachschatz einer Landschaft lässt sich in zwei Hauptteile bringen: in Worte nämlich, welche die Schriftsprache zwar kennt, denen sie aber andere Bedeutung giebt, und in solche, die nur mundartlich sind. Diese sind entweder einer einzigen Landschaft eigentümlich oder finden sich in mehreren. Die Sammlung hat alle diese Fälle zu beachten, und muss ausserdem sich über die hochdeutschen Worte ins Klare bringen, welche der Mundart fehlen und die von den Landbewohnern gar nicht verstanden werden. In jedem Dialekte giebt es ausserdem fremde Wörter.“[3])

Auf diese letzteren möchte ich hier zunächst eingehen, da die elsässische Mundart ausserordentlich reich an Wörtern ist, die aus fremden Sprachen, vornehmlich der französischen und der Judensprache, eingedrungen sind und die es dem Elsässer so ausserordentlich schwer machen, ein fremdwortfreies Deutsch zu sprechen.

Und ist es nicht natürlich, dass ein Volk, welches seit Jahrhunderten den Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich vermittelt, in seinen Sprachschatz viele französische Wörter und Ausdrücke aufgenommen hat? Wir müssten uns wundern, wenn dem nicht so wäre. Und wenn man anderseits bedenkt, welche Rolle die Juden in Elsass spielen, in welchem Masse sie Handel und Verkehr beherrschen, so wird die grosse Zahl jüdischer Wörter in der elsässischen Mundart nicht mehr befremdlich erscheinen.

Viele französische Wörter hat das Elsässische ganz in seinen Sprachschatz aufgenommen und oft so entstellt, dass man das französische Grundwort kaum mehr erkennen kann. Da ist der cassequin zum *Kasewek* geworden; der polichinelle zum *Barrichinell;* vom *Bunggeweer* (ponts couverts) geht man zum *Bröyel* = Broglie; mit einer *Salvet* wischt man sich das *Sesel* (sauce) vom Mund; aus

[1]) Behaghel S. 32.
[2]) Sütterlin S. 42.
[3]) Weinhold Über deutsche Dialektforschung S. 7.

parasol hat das muntere Spiel der Volksetymologie einen *Summerbarresonn* gemacht; aus Caillouxschnalle — *Galljeschnalle*, aus Calorifère — *Kanonepferd;* und wenn man sich nicht getraut, in den Lauten der ehrsamen Muttersprache zu fluchen, so ruft man: *nundidje* = nom de Dieu.[1])

Daneben finden sich viele eigentliche Fremdwörter, bei denen auch nicht der leiseste Versuch gemacht worden ist, durch Abänderung der Form eine Angleichung oder doch Anähnlichung an die Worte des deutschen Sprachbestandes zu erstreben, sondern welche in der französischen Form mitten unter die deutschen Wörter gesetzt werden. Besonders der Strassburger — aber nicht nur er — liebt es, mit seiner Kenntnis der französischen Sprache zu prunken, und er thut dies, indem er in wunderbar komischer Weise deutsche und französische Wörter in buntem Wechsel aufeinanderfolgen lässt. Vor Tautologien und Pleonasmen schreckt er hierbei nicht zurück: *„Kumme Sie, merr welle mache-n-e kleini excursion de plaisir in de Jardin-Lipse-Garde“; „le Schnallzug est-il déjà bardi?“ „Schängele, sei rüwig: si tu n' es pas tranquille, tu n' auras pas de Quetschekücche“:*[2]) solchen und ähnlichen Mischmasch kann man noch tagtäglich hören. 1818 rief Ehrenfried Stoeber seinen Landsleuten zu: *Lon mer die wälsch Mode gehn, 'steht ych doch wie im Elefand 's Seildanze!* Allein diese Mahnung hat wenig gefruchtet; und Wenige sind so ehrlich wie der Starkhans im Pfingstmontag (V, 5. 6), der mit rührender Offenheit das Geständnis ablegt: *un d'Halbschaid von dem Brief isch franzeesch, drum kan i's au nit lese!*

Von jüdischen Lehnwörtern in der elsässischen Mundart will ich hier nur anführen:[3]) *Kepe* = halber Anteil an einer Spekulation auf Gewinn und Verlust; *Paies* = kleines Anwesen (hebräisch *Bait* = Haus); *betücht* = reich, vermögend; *Zores* = Bekümmernis, Streit; *achle* = essen (in vielen deutschen Mundarten, aus hebräisch *achal); Meies, Moos*[4]) = Geld; *vermasere* = ausplaudern (hebräisch

[1]) Vgl. hierzu Schmid Schwäb. Wörterbuch 1831 S. 79: „Der rohe Mensch sucht der Sündenschuld des Fluchens auszuweichen, indem er die Fluchformen in einen ähnlich lautenden, jedoch sinnlosen Ausdruck verwandelt.“ Eine Zusammenstellung elsässischer Schimpfformen, Verwünschungen und Flüche gab Stoeber: Frommann II, 506; IV, 462. In Strassburg sagt man auch *nun de bibbele:* Rathgeber im Jahrbuch des V. C. VIII, 83.

[2]) Diese Beispiele sind mir teils gut verbürgt mitgeteilt worden, teils habe ich sie selbst gehört.

[3]) Sie sind meist Lienhart Lex. entnommen; vgl. auch Behaghel S. 125; Frommann VI, 221.

[4]) Unter Anlehnung an die Erzählung vom reichen Mann (Luc. 16, 27: et ait illi Abraham: Habent Mosen et Prophetas, audiant illos) entstand hieraus die scherzhafte Redensart: Moses und Propheten haben = viel Geld besitzen.

massar = dem Gericht ausliefern); *schiker* = berauscht (hebräisch *schakar* = betrunken); *schofel; pleite; Rebbes; Schmu; kapores; koscher; mauscheln; meschugge* = verrückt.

Ich wende mich zu den deutschen Bestandteilen des elsässischen Wortschatzes.

Zunächst möchte ich der irrigen Meinung entgegentreten, als ob die Mundart ärmer an Worten sei als die Schriftsprache. Wenn auch der Mundart manche Wörter, namentlich zur Bezeichnung geistiger Thätigkeiten fehlen, eben weil das Bedürfnis fehlt, sie zu gebrauchen, so erfreut sie sich doch auf andern Gebieten einer so fröhlichen, urwüchsigen Schöpfungskraft, dass die Schriftsprache sie darum beneiden könnte.

In Frommanns Zeitschrift: Die deutschen Mundarten[1]) werden 100 märkische Ausdrücke und Redensarten für *schlagen* aufgezählt; ihnen stehen 117 aus Niederösterreich zur Seite;[2]) im Kreise Iserlohn hat man 132 niederdeutsche Ausdrücke für *trunken sein* gezählt.[3]) Wie unerschöpflich ist der Mehlbrüej im Pfingstmontag (III, 4) in Benennungen der Sehenswürdigkeiten seines Nasencabinets! Da wird die Nase genannt *Nas, Zinke, Schmekker, Krummnas, Bukkelnas, Fleischnas, Pflatschnas, Spitznas, Stumpfnas;* und wer sich über seinen Charakter noch nicht im klaren ist, der studiere die Form seiner Nase und vergleiche dann, was Mehlbrüej, der dankbare Schüler Lavaters, über die Wechselbeziehungen zwischen Nasen- und Gemütsform sagt. Mancher hat nur ein *Näsel*, andere haben einen *Klowe*, einen *Laddernepfol*, ein *Löschhorn*, einen *Schlaabaum*, und gar viele eine *Schnupfmaschin.*

Ich kann es mir nicht versagen, in diesem Zusammenhange Stehles[4]) hübsche Zusammenstellung von elsässischen, meist oberelsässischen Ausdrücken für den Begriff *schlagen* hier mitzuteilen: „Artet die Feindschaft in Thätlichkeiten aus, dann ist die Volkssprache unerschöpflich. Dann wird einem *anigfirt*, oder er wird *gchnübt*, oder er *bekumt a Watsch* oder *a Lachs;* oder man ruft: *Wart, i will dirs istricha; da hai sie kranschiart* hört man wohl auch sagen. *Da wamer awer dirangle* ist der Schlachtruf, um einen

[1]) III, 365.

[2]) IV, 41.

[3]) V. 67. Stoeber zählt bei Frommann III, 12 folgende Ehrennamen auf, die der elsässische Volkswitz den schlechten Weinen gegeben hat: *Briej, Bürlegigger, Blämbes, Dreimännerwin, Güetefrindswin, Gsellschaftswin, Gsöff, Kratteldi-Wand-nuf, Lentschi, Lir,Rach eputzer, Rembes, Sunneplitzer, Süremes, Sürembes.*

[4]) Bedeutung des Dialekts für den Unterricht in der hochdeutschen Sprache: Els.-Lothr. Schulblatt 1891 S. 227.

tüchtig durchzuprügeln; vielleicht wird der Ärmste dann *kälschagabläu* geschlagen. Rühmt sich einer seiner Heldenthat, so erzählt er: *dam hani a bar awagepflimeld;* ein anderer brüstet sich: *dam hani awer iprent* oder *ibache.*

Drei ähnliche Bilder geben die Ausdrücke: *dzwiege (wart, di will i dzwiege)* oder *dangla*, vom Schärfen der Sense genommen, oder *dam hani gotvergessa Schnetta ga;* Schnitten, eine beliebte Speise aus Brot und Teig bereitet, bekannt unter dem Namen *Wasserschnetta.* Hier ist also das Bild ironisch gebraucht."

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass die Mundart hinter der Schriftsprache an Wortreichtum nicht nur nicht zurücksteht, sondern sogar in vieler Beziehung derselben überlegen ist.

Gleichwohl fehlen der Mundart viele Wörter, die die Schriftsprache gebraucht, weil sie entweder aus anderen Dialekten in das Hochdeutsche eingedrungen sind, oder erst spätere Neuschöpfungen sind, oder weil das Volk kein Bedürfnis fühlt, sie zu gebrauchen; denn nicht immer stellt sich da, wo die Begriffe fehlen, ein Wort ein.

Für den Lehrer müsste nun ein Verzeichnis der hochdeutschen Wörter, welche die Mundart nicht kennt oder anders gebraucht, ausserordentlich wertvoll sein. Es würde ihn lehren, bei welchen hochdeutschen Wörtern die Schüler von vornherein mit dem Klang auch den Begriff, den Sinn auffassen, und bei welchen der Lehrer erst versuchen muss, den begrifflichen Inhalt der Wörter den Kindern zum Bewusstsein zu bringen, damit sie nicht gedankenlos Wörter gebrauchen, die sie nicht verstehen.

So enthält z. B. das in den Schulen Elsass-Lothringens gebrauchte Mittelklassenlesebuch auf S. 57 (kath. Ausg.) die Fabel von der Ameise und Grille; nun weiss ich aus wiederholter Erfahrung, dass manche Lehrer diese Fabel statarisch behandeln, ohne sich durch eine Frage zu vergewissern, ob die Kinder auch die Grille kennen. Sie setzen dies als selbstverständlich voraus, beachten aber nicht, dass man im Elsass die Grille nur unter dem Namen *Haimisele* kennt. Sagt man den Kindern, dass die Grille, von der die Fabel spricht, ein *Haimisele* war, so können sie erst mit Verständnis der Besprechung der Fabel folgen, während sie im andern Falle nur die Worte des Buches oder des Lehrers sinnlos nachplappern. Auch andere Tiere benennt die elsässische Mundart mit andern Namen als die Schriftsprache. Sie kennt keine Ziege, sondern nur eine *Geiss;* kein Kaninchen, sondern ein *Kinjele;* kein Eichhörnchen, sondern ein *Eichhasel;* keine Biene, sondern eine *Imme;* keinen Schmetterling, sondern einen *Miller* oder

Miller Maler oder *Pfiffholder;* keinen Sperling, sondern einen *Spatz;* keine Elster, sondern eine *Atzel;* keinen Raben, sondern einen *Ram* oder *Krapp;* keine Herbstzeitlose, sondern *Fude* oder *füli Fude* oder *Kühblüm* oder *Kiltbliemel;* keine Stachelbeere, sondern *Grüselsbeere.* Man freut sich im Winter nicht auf den Frühling oder — wenn man ein dichterisches Gemüt hat — auf den Lenz, sondern auf das *Frühjahr.* Dem Sommer folgt das *Spätjahr*, während *Herbst* Weinlese bedeutet. Wer *Händel* (Streit) anfängt, kommt in den *Thurm*, nicht in das Gefängnis; man läuft *tapfer* oder *geschwind*, aber nicht rasch; ein Fürst ist *arg gemein*, wenn er sehr leutselig ist. Jetzt heisst *wirklich*, hell — *heiter*, riechen — *schmecken*, Begräbnis — *Leiche*, Docht — *Wiche*, Kuss und Fett — *Schmutz;* Schwiegersohn — *Tochtermann*; Schwiegertochter — *Sohnsfrau;* Peitsche, ein slavisches Lehnwort, — *Geissel;* Schrank — *Kasten;* Kasten — *Lad.* Der Elsässer *läuft*, wo ein Anderer erst geht; soll er laufen, so muss er *springen* oder *rennen.* Man *lehrt*, was man lernen sollte; *beschliessen* hat noch die alte Bedeutung von verschliessen.[1]) Zuletzt will ich noch die Lissel aus dem Pfingstmontag (I, 2. 9) in ihrer treuherzigen Weise über die dem Strassburger Kind so schwer verständliche Sprache ihres Bräutigams, des Reinhold aus Bremen, klagen lassen:

's isch e narrechdi Sproch, dis Hochdytsch: do haisst Steyer
E Stier, e Thar e Door, Babbier diss ich Papeyer,
E Schmus haisst dert e Kuss, zuem Unroth saat mer Schmauz,
Hiz saat merr nit, nain Heiz, der Staat zell ich der Pauz,
For Lieb saat merr Lyweh, e Schnuer isch e Bindfade,
N-un d'Sohnsfrau haisst e Schnurr, e Schoppe-n-isch e Lade,
Fürr Hosse saat merr Bux, e Bugett for e Struss,
E-n-Imm diss isch e Biehn: der Schinder kummt nit drus.

Mit manchen Wörtern verbindet die Mundart eine ganze Menge verschiedener Begriffe; in dieser Beziehung steht wohl *machen* obenan.[2]) Auch unsere Schüler lieben dies „vielsinnigste

---

[1]) Die angeführten Beispiele sind teils aus eigenen Erfahrungen, teils aus Lienhart Lex., dem Pfingstmontag und Spieser Jahrbuch des V. C. VIII, 140 geschöpft; vgl. auch Behaghel S. 34. Im Alemannischen ist *lernen* mit *lehren* zusammengefallen (vgl. Binz S. 75, der einen Beleg aus Brants Narrenschiff 5. 9 bringt), während in Mitteldeutschland *lernen* die Bedeutung von *lehren* hat: vgl. Albrecht S. 161. Wie oft verwechseln unsere Schüler *lernen* und *lehren!*

[2]) Vgl. u. a. Seiler S. 200.

aller Zeitwörter",[1]) welches für alle möglichen Bedeutungen sofort bequem zu Gebote steht, ohne dass man lange nachzudenken braucht, nur zu sehr. Gegen diese missbräuchliche Anwendung von *machen* muss der Lehrer um so mehr ankämpfen, als sie meist auf Denkfaulheit beruht, jedenfalls dieselbe befördert.[2])

Die Thatsache, dass das Hochdeutsche eine Menge Wörter besitzt, welche die Mundart gar nicht oder doch nur in anderer Bedeutung kennt,[3]) legt dem Lehrer die Verpflichtung auf, diese Wörter nach und nach in den Sprachschatz der Schüler einzuführen und ihrem Sprachgefühl geläufig zu machen. Dies kann teilweise schon sehr früh geschehen. Der Anschauungsunterricht bietet reichliche Gelegenheit dazu, die Kinder Tiere, Pflanzen u. s. w. mit den hochdeutschen Namen benennen zu lehren und auf diese Weise den Sprachschatz der Schüler zu bereichern.

Im Leseunterricht hat sich jetzt der methodische Grundsatz eingebürgert, über die gelesenen Worte womöglich kleine Sätzchen sprechen zu lassen, um schon frühzeitig neben dem mechanischen das verständige, sinngemässe Lesen zu pflegen. Im Hinblick auf die vielen, der Mundart fremden hochdeutschen Wörter erhält dieser Grundsatz erneute Berechtigung. Ich habe mir aus den ersten Seiten der sog. elsass-lothringischen Fibel einige Wörter ausgeschrieben, die das Elsässische nicht kennt oder doch so ausspricht, dass für das Kind das mundartliche und das hochdeutsche Wort einander fremd gegenüberstehen: eile, hasche, scheuche, Rosine *(Meertriwel)*, Scheune *(Schir)*, Tau, Schürze *(Firti)*, reif *(zitti)*, zittern *(riedern)*, riechen *(schmecken)*, Nische, Kies. Anders gesprochen werden u. a.: Eule *(Il)*, Asche *(Äsch)*, Wage *(Wæi)*, lau *(leb)* u. a. m.

---

[1]) Albrecht S. 164. Im Elsass treten zu den auch sonst in Deutschland üblichen Verwendungen von *machen* noch einige durch das Französische beeinflusste: *es macht kalt; er macht ihn kommen* u. s. w.

[2]) Auf die Fragen *Was thut?* oder *Was that?* antworten die Schüler oft: *Er thut* oder *that* und dem erforderlichen *Infinitiv*; z. B. *Heinrich I. that 933 die Ungarn schlagen.* Dieser schwerfälligen Umschreibung kommt die Mundart sehr entgegen, da sie gern einfache Zeitformen mit *thun* und dem *Infinitiv* umschreibt: Sütterlin S. 77. Auch andern Mundarten ist diese Umschreibung eigen: Albrecht S. 54; besonders kann man den Schlesier am häufigen Gebrauch des *thun* erkennen: Weinhold Dialektforschung S. 131; Holtei Schlesische Gedichte 1859 S. 3 *wu de Baache dan Bug um's Erlepüschel machen thut; 170 warum thun denn de Kirschbeemel blihn? I nu mein Gott, su gärne!*

[3]) Auf diejenigen altdeutschen Wörter, welche das Hochdeutsche verloren, die Mundart erhalten hat, werde ich weiter unten in anderem Zusammenhange zu sprechen kommen. Zu den elsässischen Tiernamen sind namentlich Stoebers Anmerkungen im Volksbüchlein S. 158 fg. zu vergleichen.

Aber auch sonst muss im deutschen Sprachunterricht der Worterklärung breiter Raum gegönnt werden; sie ist die unentbehrliche Grundlage für das Verständnis des Gelesenen, sowie sie anderseits ein treffliches Mittel ist, dem Sprachschatz der Schüler neue, ihm bis dahin fremde hochdeutsche Wörter zuzuführen und dadurch seine Fähigkeit im Gebrauch der hochdeutschen Schriftsprache zu erhöhen.

Freilich muss man das Erscheinen des Idiotikons abwarten, ehe man daran gehen kann, ein vollständiges Verzeichnis der Wörter zusammenzustellen, auf deren Erklärung der Lehrer mit Rücksicht auf die elsässische Mundart besonders Bedacht nehmen muss, und es liegt darum im eigenen Interesse der Lehrer, durch thätige Mitarbeiterschaft das Werk des Idiotikons zu fördern. Mancherlei wird sich der Lehrer schon jetzt aufzeichnen und nutzbringend im Unterrichte verwerten können.

Weiter unten werde ich in einem eigenen Abschnitt zeigen, in welcher Weise die Mundart selbst in den Dienst der Worterklärung gestellt werden kann.

Ich schliesse damit den ersten und Hauptteil meiner Arbeit. Ich durchmusterte das Gebiet der Lautlehre, der Formenbildung, der Syntax, der Wortbildung und Wortbedeutung und hob die wichtigsten derjenigen Eigentümlichkeiten der elsässischen Mundart hervor, in denen Mundart und Schriftsprache auseinandergehen. Von dem Grundsatze des Normallehrplans ausgehend, dass das Ziel des deutschen Sprachunterrichts „Fertigkeit im richtigen schriftlichen und mündlichen Gedankenausdruck“ ist, betonte ich wiederholt, wie wichtig es für den Lehrer sein müsse, jene Abweichungen der Mundart von der Schriftsprache zu kennen, da ihre Kenntnis ihn in den Stand setze, statt der Ausdrucksformen, welche die Schüler von der Mundart her in die Schule mitbringen, die hochdeutschen einzubürgern und hierdurch das Ziel zu erreichen, das dem deutschen Sprachunterrichte gesetzt ist.

Wäre es aber nicht viel bequemer, den lästigen Zwiespalt, der zwischen Mundart und Schriftsprache besteht und der dem Unterrichte so viele Schwierigkeiten bereitet, dadurch aus der Welt zu schaffen, dass man die Mundart mit Stumpf und Stiel ausrottet?

§ 2. Vorzüge der Mundart vor der Schriftsprache.

Soll etwa um dessentwillen, was ich an dem elsässischen Dialekte gerügt habe: fehlerhafter Aussprache gewisser Laute; Neigung zur Abschwächung der Endungen, zu falschen Analogie-

bildungen, zur Formenumschreibung auf dem Gebiete der Deklination und Konjugation; wegen syntaktischer Eigentümlichkeiten, welche das Hochdeutsche als falsch zurückweist u. s. w. die Schule sich in den Dienst der Bestrebungen[1]) stellen, die auf Ausrottung der Mundarten — wofern diese überhaupt je gelingen kann — abzielen? Mit nichten! Vielmehr müssen die Schüler, und zwar besonders der Anstalten, denen die Ausbildung der Volksschullehrer obliegt, davor gewarnt werden, verächtlich auf ihren Dialekt herabzusehen. So gross und unbestritten die Verdienste sind, welche sich Männer wie Opitz und Gottsched um die Feststellung einer einheitlichen deutschen Schriftsprache erworben haben — wir wissen es heute besser, dass die Mundarten nicht Abarten des Schriftdeutsch, nicht verderbtes Hochdeutsch sind.[2])

Die Mundarten haben weit eher als die Schriftsprache einen Process geschichtlicher Entwickelung durchgemacht, der sich über Jahrhunderte erstreckt. Die Schriftsprache ist innerhalb weniger Jahrzehnte zu der heutigen Gestalt erstarrt; die Mundarten wurzeln in den ältesten Zeiten altdeutscher Vergangenheit[3]) und haben sich seitdem stetig entwickelt, ohne dass diese Entwicklung heute abgeschlossen wäre. Das geschichtliche Werden ist aber für das Recht der Völker nicht minder als für ihre Sprachen der vollgültige Rechtstitel für ihr Bestehen.[4])

Und vieles, das uns in dem mundartlichen Sprachgebrauch als grammatischer Fehler erscheint, stellt sich bei näherer Betrachtung als eine Bildung dar, die sich im Dialekt nach eben denselben Gesetzen vollzogen hat, welche sonst auch im Hochdeutschen walten.

Wir stossen uns z. B. daran, wenn der Elsässer statt *geläutet* — *gelitten* sagt;[5]) und doch hat sich das Nhd. mit dem Praet. *pries*

---

[1]) Vgl. z. B. Goldschmidt Über das Plattdeutsche als ein grosses Hemmnis jeder Bildung. Oldenburg 1846. Wienbarg Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet. Hamburg 1834.

[2]) Vgl. u. a. Kauffmann in Kirchhoffs Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung. S. 389. Osthoff Schriftsprache und Volksmundart S. 15.

[3]) Manche mundartliche Eigentümlichkeiten, auch lautlicher Art, lassen sich bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen. So spricht man in Fulda noch heute wie vor 1000 Jahren *hês* statt *es:* in Handschriften des Klosters Fulda aus ahd. Zeit finden wir nämlich *hez* = *es* geschrieben.

[4]) Osthoff a. a. O. S. 25.

[5]) Osthoff S. 20, woselbst noch weitere Beispiele besprochen werden; vgl. auch Behaghel a. a. O. S. 71.

von *preisen* desselben Fehlers schuldig gemacht. Denn im Mhd. ist sowohl *preisen* als *läuten* ein schwaches Verbum. Das Nhd. hat nach dem Muster von *bleibe — blieb, preise — pries* gebildet; die Mundart ist von *läuten* zu *leiden* übergegangen und hat *läuten* stark abgewandelt. Sollen wir sie darum schelten? Verdient nicht das Nhd. wegen der falschen Analogiebildung *pries* den gleichen Tadel?

Damit soll keineswegs grammatischer Regellosigkeit und Neuerungssucht das Wort geredet werden. Wie ich schon wiederholt hervorhob, muss die Aneignung der hochdeutschen Schriftsprache das unverrückbare Ziel des Unterrichts sein; allein man soll sich hüten, die Mundart darum zu verdammen, weil sie vielfach ihre eigenen Wege gegangen ist.

Sehen wir von den Sprach- und Ausdrucksformen ab, bei deren Bildung Mundart und Schriftsprache getrennte Wege eingeschlagen haben — und wir müssen im Unterrichte aus mannigfachen Gründen dem Wege folgen, den die Schriftsprache beschritten hat —, so giebt es andere Gebiete, auf denen die Mundart dem Hochdeutschen weit überlegen ist.

Es ist zweifellos, dass der deutsche Satzbau noch unter dem Einflusse der lateinischen Periodisierungssucht leidet.[1]) Noch immer gilt es als das Zeichen einer gebildeten und feinen Ausdrucksweise, möglichst viele Sätze, oft bis zur Unverständlichkeit, in einander zu schachteln. Treffend sagt einmal Klaus Groth:[2]) „Wir begründen, vermitteln, beschränken, wenigstens in der geschriebenen Rede, auch wo kein Grund dazu vorhanden ist: *insofern, obgleich, dennoch, freilich, zumal wenn, es sei denn, unter der Bedingung, dass* — solche und hundert ähnliche Konjunktionen werden fast durchschnittlich unnötigerweise geschrieben, fordern heraus, Gründe zn denken, wo keine nötig oder vorhanden sind, und machen Gedanken und Rede schwerfällig.“ Während die Schriftsprache das unterordnende Satzgefüge bevorzugt, kennt die Mundart fast nur die beiordnende Ausdrucksweise.

Es wäre gut, wenn man sich in stilistischer Hinsicht von Zeit zu Zeit an die einfache, schlichte Volkssprache erinnerte, die der Anwendung der Bindewörter fast gänzlich enträt und dennoch die Gedanken in klarer, vernunftgemässer Anordnung wiederzugeben vermag. Solche Satzungeheuer, wie sie uns oft in Zeitungen, in gelehrten Werken, in Reden entgegengetreten und für die der geist-

[1]) Francke Reinheit und Reichtum der Schriftsprache gefördert durch die Mundarten 1890. S. 121; Behaghel S. 129.

[2]) Klaus Groth Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. S. 10.

reiche Spruch Gellerts:[1]) *„Lebe so, wie, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben!“* als Vorbild gedient zu haben scheint, würden dann vermieden.

Im Gebrauche der Bilder wimmelt unser zeitgenössisches Deutsch von logischen Ungereimtheiten.[2]) Da *legt man diesen oder jenen Gesichtspunkt als Masstab an;* der Kaufmann schreibt in seinem Berichte: *Weizen matt; Zinn flau; Schweine ruhig; Häringe belebt; der Spiritus schloss sich der steigenden Tendenz nicht an;* in Vereinsreden wird der *niedrige Kassenstand als der wunde Punkt geschildert, der sich wie ein roter Faden durch das Dasein des Vereins zieht;* oder man hört gar vom *Zahn der Zeit, der schon so manche Thräne getrocknet hat und auch über diese Wunde Gras wachsen lassen wird.*

Derartigen „blühenden Blödsinn“ wird man in der Volkssprache vergebens suchen. Auch das Volk spricht gern in Bildern; es fühlt, dass sie ein Mittel lebensvoller Darstellung sind. Aber diese Bilder haben den Vorzug, dass sie im Geiste des Volkes klar geschaut und klar ausgesprochen sind. Sie sind nicht zu inhaltsleeren Phrasen herabgesunken, sondern werden meist so empfunden, wie sie sind.[3])

Woher kommt es aber, dass das Gepräge so vieler Bilder, die im Nhd. gebraucht werden, abgenutzt und abgegriffen ist? Wir haben diese Bilder schon zu oft gehört, zu oft gelesen, zu oft selbst gebraucht, als dass wir noch über ihren Sinn, ihre Entstehung nachdenken möchten. Anders ist es in der Volkssprache. Sie hat keine feste Überlieferung in der Form eines durch das Herkommen geheiligten, schriftlichen Gebrauchs; da, wo etwa schriftliche Aufzeichnungen aus der Mundart vorliegen, sind sie so vereinzelt, dass sie keinen namhaften Einfluss auf die Mundart auszuüben vermögen. Der Dialekt ist also zu fortwährender Neuschaffung seines Bildervorrates gezwungen; er denkt die Bilder, die er in seine Rede einflicht, stets neu und bewahrt sie dadurch vor jener Verblassung und gedankenlosen Anwendung, der sie im Nhd. anheimgefallen sind.

---

[1]) Schweizer Schulkinder haben sich an diesem stilistisch und inhaltlich schlechten Verse durch folgende Parodie gerächt: *„Schleck, wie wenn du Leberwurst wünschen wirst, geschleckt zu haben!“* Rochholz Alemannisches Kinderlied 1857 S. 67; Alemannia XIII, 45.

[2]) Über die Bildervermengung in der deutschen Sprache ist in der letzten Zeit öfters geschrieben worden; ich führe hier nur an: Wustmann Allerhand Sprachdummheiten S. 290. Die von mir mitgeteilten Beispiele sind aus zuverlässigen Quellen geschöpft.

[3]) Ausser Osthoff S. 30 vgl. Francke S. 124.

Darum sollte, gerade was den bildlichen Ausdruck betrifft, das Nhd. öfters zu jenen Quellen zurückkehren, die in den Mundarten unablässig frisch sprudeln, und aus ihnen Nahrung schöpfen.

Ich will im folgenden einige wenige bildliche Ausdrücke aus dem Pfingstmontag anführen:[1]) *Bisch mer an 's Herz gewachse wie Ebbheu an e Mür; der dirr Flohpeder; der Gurjelsprenzersklubb; 's isch merr im Maaue gsesse wie zeh Kummissbrodmitschle;*[2]) *i hätt mi meje schämme in de'n Erdsbodde nyn, so dief ass wie e Has in siwe Johre lauft; de Kopf henke lon, wie e geropfdi Huen.*

Durch diese Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren liesse, glaube ich genügend erhärtet zu haben, was ich oben von dem richtigen Gebrauch der Bilder in der Mundart, von der Bildervermengung im Schriftdeutsch gesagt habe.

Ich habe im vorstehenden gezeigt: einmal, dass die Mundarten ebenso ein geschichtlich begründetes Recht ihres Bestehens haben wie die Schriftsprache; sodann, dass in stilistischer Hinsicht, in Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, sowie im richtigen Gebrauche der Bilder die Schriftsprache mancherlei von den Mundarten lernen kann.

Es wäre also thöricht, wenn die Schule an der Ausrottung der Mundarten, soweit diese überhaupt möglich ist, mitarbeiten wollte. Diese Überzeugung wird sich noch mehr in uns befestigen, wenn wir darlegen, welchen unmittelbaren Nutzen der Lehrer aus der Kenntnis der Mundart zu ziehen vermag.

§ 3. Die Mundart im Dienste der Worterklärung.

Mit Recht ist in neuerer Zeit als einer der wichtigsten Grundsätze für den deutschen Unterricht aufgestellt worden, dass die Schüler vor allem dazu angehalten werden müssen, Sinn und Inhalt der einzelnen Wörter zu verstehen.

Das Verständnis des Inhalts wird sich aber zumeist dann leicht

---

[1]) Weitere Beispiele siehe bei Stehle Bedeutung des Dialekts, Francke a. a. O. und besonders Lienhart Alliteration, Assonanz und Vergleichung in der Zornthaler Mundart: Jahrbuch des V. C. VII, 188.

[2]) *Mitschel* nennt man einen kleinen Laib Brot, welcher gewöhnlich aus dem letzten Teig gebacken wird, der zu einem grossen Laib nicht mehr ausreicht: Stoeber bei Frommann IV, 473. In Maursmünster mussten die Hirten frühmorgens zuerst vor dem Klosterthor den Kuhreigen *hürnen* und erhielten dafür jeden Sonntag zwei *Klostermitschel Brot:* vgl. Hertzog Rechts- und Wirtschafts-Verfassung des Abteigebietes Maursmünster während des Mittelalters 1888 S. 33.

erschliessen, wenn der Schüler in die Form, in die Entstehung des Wortes klare Einsicht erlangt hat, wenn er z. B. weiss, dass *ziehen, Zucht, Zügel; schieben, Schub, Schaufel; biegen, Bogen, Bucht, Buckel* u. s. w. zu einer Reihe stamm- und sinnverwandter Wörter gehören.

Aus den Stamm- und Wurzelsilben entstanden nun die Wörter der deutschen Sprache durch Anhängung von Vor- und Nachsilben, durch Zusammensetzung oder auch durch innere Umbildungen.[1])

Schon bei der ersten Art der Wortbildung kann die Mundart zur Erleichterung des Verständnisses beitragen. In vielen Wörtern erscheint z. B. die Vorsilbe *ab*, jetzt eine sog. untrennbare Praeposition, die erst im XVIII. Jhdt. als vollgültiges Verhältniswort ausgestorben ist. Im Oberelsass hat sich *ab* dagegen noch in den ursprünglichen Bedeutungen *von — weg, von — herab* u. dgl. erhalten, die uns in vielen Zusammensetzungen entgegentritt; man sagt z. B. in Kolmar: *e Vierdel ab de sechsi; ab dem Ross keije.* Lasse ich nun den Schüler vom Dialekte aus die Grundbedeutung von *ab = von — weg, von — herunter* feststellen, so wird er leicht verstehen, was *abfallen, abteilen* u. s. w. eigentlich heisst; auch Wörter wie *abhanden* u. dgl. werden ihm keine Schwierigkeiten mehr bieten.

Nicht so leicht ist der Einblick in die Wortbildung da, wo sich diese durch innere Vorgänge gestaltet hat. Diese vollziehen sich nicht willkürlich, sondern nach bestimmten Gesetzen, deren Kenntnis eben die Mundart vermitteln hilft. Aus *halb* wird *Hälfte*, aus *treiben — Trift, triefen — Tropfen*, aus *Reihe — Reigen, fliehen — Flucht, geschehen — Geschichte* u. s. w.

Es gehen also die Lippenlaute *b p pf v w* und die Gaumenlaute *g k ch h j* in einander über.

Dieses Gesetz waltet im Elsässischen sehr oft: *das Täubchen* heisst *Düwele, jäh* wird *gach* gesprochen; *Löwe — Leb; Backofen — Bachoffe; Traube — Triwel; Flegel — Pflæijel; Buchstabe — Büchstaf* u. a. m.[2])

Haben die Schüler nun vom Dialekt aus begriffen, dass die Lippen- und Gaumenlaute ineinander übergehen können, so werden sie leicht verstehen, dass *Milch* und *melken; nicken* und *neigen*;

---

[1]) In diesem Teile meiner Arbeit schliesse ich mich im wesentlichen an Stehles Vortrag an; aus meinen eigenen Sammlungen habe ich den Abschnitt über alte Wörter in Orts- und Flurnamen beigefügt, ebenso das über *blutarm, losnesteln, Ranft, Zwerchfell, ungeschlacht, Meuchelmord, Sternschnuppe, die Lust büssen* u. s. w. Bemerkte.

[2]) Die Beispiele sind teils Stehle, teils Lienhart Lex. entnommen.

ziehen, Zucht, zucken, zücken; Loch, Lücke, locker; schaffen, Schöpfer; geben, Gift u. s. f. stamm- und sinnverwandte Wörter sind.

Häufig erscheint *ss* zu *tz* geschärft; zu *heiss* gehört *Hitze*, zu *schiessen* — *Schütze*. Gerade der elsässische Dialekt hilft diese Schärfung verstehen; denn man spricht nicht *Schuss*, sondern *Schutz;* nicht *bis*, sondern *bitz*.

Hat man die Schüler einmal hierauf aufmerksam gemacht, so werden sie leicht noch eine Menge anderer Beispiele für den Übergang von *ss* zu *tz* anführen: *Witz* zu *wissen*, *beizen* zu *beissen*, *Ritz* zu *reissen*, *Schlitz* zu *schleissen*, und sowohl in die Entstehung als auch in die Bedeutung dieser Wörter Einsicht erlangen.

Ein anderer Vorgang, der bei der Wortbildung häufig mitspielte, ist die Assimilation, d. h. Angleichung oder Anähnlichung benachbarter Konsonanten. So wurde aus *habte* — *hatte*, aus *Hochfahrt* — *Hoffart*, aus *Hindbeere* — *Himbeere*, aus *Einbiss* — *Imbiss*. Solche Assimilationen sind in der Mundart häufig. Im Sundgau ist der *Bannwart* zum *Bammert* geworden; aus *Mundvoll* wurde im ganzen Elsass *Mumfel*, *Handvoll* zu *Hamfel*, *Jungfrau* zu *Jumfer*, *Grundbirne* zu *Grumbeere* u. s. w.;[1]) zu dem jetzt noch allein erhaltenen Neutrum *etwas* gab es früher ein Masc. *etwer*, woraus durch Assimilation in einigen Gegenden *etter*, *ets* wurde; in anderen Gegenden überwog das *w* und machte sich das *t* gleich; aus *ewwer* wurde dann *ebber* oder *epper*.[2])

In *Burne* = Brunnen, das man vielfach im Elsass hört,[3]) liegt die gleiche Lautversetzung vor, welche aus dem *Brennstein* einen *Bernstein* hat werden lassen.

Die Einsicht in die Wortbildung vermittelt aber nicht in allen Fällen das Verständnis des Wortsinnes, besonders dann nicht, wenn das Stammwort aus dem nhd. Sprachschatz verschwunden ist. Solche Wörter haben sich aber noch vielfach in der Mundart erhalten. In seinem Vortrage hat Stehle eine Reihe solcher Wörter des elsässichen Dialektes mitgeteilt, die der neuhochdeutschen Sprache verloren gegangen oder in derselben fast unkenntlich geworden sind,

---

[1]) Sütterlin S. 60.

[2]) Weinhold Al. Gr. S. 301; Sütterlin S. 60. 103. Auch im Pfingstmontag kommt *ets* = etwas einmal vor: III, 1. 111 *ets guets Gebrodes;* oder liegt hier ein Druckfehler (*ebs*) vor?

[3]) Vgl. oben S. 21 Anm. 7. Ich führe hier noch ein wertvolles Zeugnis des Beatus Rhenanus (rer. Germ. II, 212. vgl. Alemannia I, 66) an: „Dixere Mœni veteres accolae „bornen", sicut Saxones et Elsatici mei pronunciant pro fonte, non „brunnen" cæterorum Germanorum more."

die aber das Elsass als teueres Vermächtnis aus der mittelhochdeutschen Periode gewissenhaft von Mund zu Mund fortpflanzt. Solche Wörter sind *Anke; Flade; chiebig* = zornig; *blangen* = sehnend verlangen; *aber* = wiederum, noch einmal; *firn* = vorjährig; *Lilache* = Leintuch u. s. w.[1])

Zu den von Stehle angeführten Wörtern möchte ich einige hinzufügen, welche heute noch als Grundwörter in zusammengesetzten Orts- und Flurnamen fortleben, um gleichzeitig einen kleinen Beitrag zur Erklärung elsässischer Orts- und Flurnamen zu geben. Man wird mir diese kleine Abschweifung auf das Gebiet der geographischen Namenkunde um so lieber verzeihen, als die Lehrer in ihrer Eigenschaft als Gemeindeschreiber vielfach mit Orts- und Flurnamen zu thun haben.

Bei Strassburg giebt es ein *Schluttfeld*, im Banne von Sufflenheim bei Hagenau ein *Fasselschlütt.*[2]) Im Zornthal[3]) heisst aber *Schlüet* (mhd. *sluot)* ein mit Schilf bewachsener Tümpel.

Eine Höhe zwischen Ingenheim und Dunzenheim nennt das Volk *Bel* = Bühl;[4]) ebenso werden im Münsterthal die Hügel *Bel* genannt. *Bühl* = Buckel, Hügel kommt aber in Ortsnamen unendlich oft vor, allein und in Zusammensetzungen, von denen ich hier eine herausgreifen will. Im Banne meiner Geburtsstadt Heiligenstadt (Prov. Sachsen) erhebt sich ein *Lisebühl*, und so entdeckte ich auch im Bannbuch von Männolsheim v. 1657 den Flurnamen *uf dem Lissbühl.*

Waldmann, dem das Verdienst gebührt, in einer noch heute

---

[1]) Auch im Wortschatz zeigen Ober- und Unter-Elsass mancherlei Verschiedenheiten. Schon Stoeber hat im Volksbüchlein S. 153 richtig darauf hingewiesen, dass *Zein*, eigentlich Zweig, Rute, dann Korb aus Weidengeflecht (got. *tains*, ahd. *zein)* im Elsass fast nur noch im Sundgau bekannt ist. Zu Arnolds Zeit scheint das Wort in Strassburg noch gebraucht worden zu sein, denn im Pfingstmontag V, 9. 56 sagt der Strassburger Starkhans: *drus sinn zwai Zaine voll. Zein* scheint mir im Namen des unterelsässischen Dorfes *Zeinheim* (Kanton Maursmünster, 828 *Zeinheim*) zu stecken; vgl. das in demselben Kanton gelegene Salenthal, 1120 *Salahendal* genannt, vom ahd. *salaha* = Salweide (vgl. Arnold Wanderungen u. s. w. S. 302; Buck Oberdeutsches Flurnamenbuch S. 226). *ab* ist als eigentliche Praeposition *(ab dem Ross keije)* im Unterelsass jetzt nicht mehr bekannt, wogegen man es im Oberelsass sehr oft hören kann. In v. Linderns Venusspiegel 3. Aufl. Strassburg 1743 (vgl. Alemannia VIII, 281) heisst es noch: *er bekam einen Eckel ab ir.*

[2]) Vgl. hierzu Fuss Probe eines erklärenden Verzeichnisses elsass-lothr. Flurnamen 1887 S. 5.

[3]) Lienhart Lex. IV, 27.

[4]) Lienhart Lex. III, 42.

wertvollen Arbeit[1]) zum ersten Male die Ortsnamen eines kleinen Gebietes mit erschöpfender Vollständigkeit behandelt zu haben, möchte bei dem *Lisebühl* in der Nähe von Heiligenstadt an einen leise, sacht ansteigenden Bühl[2]) denken.

Nun verzeichnet das Steinburger Bannbuch von 1659 fol. 3 ein Gewann: *oben an der liessen.* In Prinzheim giebt es eine Flur *in der Wasserliessen*, und auch sonst ist *Liess* vielfach in Flurnamen nachweisbar, das heute noch in der Mundart des Zornthals erhalten ist: *List* (gespr. *Lescht*) = Schilfgras, Riedgras (filix carex).[3]) Der *Lisebühl* ist also ein mit Schilfgras bewachsener Hügel.

Wer einmal von der Ramsau nach dem Königssee in den bayrischen Alpen gewandert ist, hat gewiss auch einen Abstecher zur wildschönen *Wimbachklamm* gemacht; im Dossenheimer Bann liegt eine Flur: *auf die Klamm.* Die elsässische Mundart kennt *Klamm* noch als Bezeichnung für einen engen Hohlweg.

Manche Felder tragen den Namen *Zwergstücker*. Es wäre falsch, hier an *Zwerge* zu denken; die Zwergstücker sind *zwerch*, d. h. quer liegende Äcker (mhd. *twerh*).[4]) In vielen elsässischen Städten, so in Zabern und Weissenburg, giebt es *Zwerchgassen.*[5])

Fast in jedem Bann giebt es *Egerde*, ödliegendes Brachland. Dies schwer zu erklärende Wort lebt in der Mundart in *aierle* = brach, unbebaut fort.[6])

Vielfach erscheint auch *Laeger* oder *Leger* in Flurnamen: *Ochsenleger*, *Kühleger* u. dgl. Im Zornthal nennt man schattige Ruheplätze für das Vieh *Laier*, mhd. *leger.*[7])

[1]) Waldmann Die Ortsnamen von Heiligenstadt. 1856.

[2]) a. a. O. S. 34.

[3]) Lienhart Lex. III, 27; mhd. *diu liesche*, ahd. *lisca*. Arnold weist a. a. O. S. 130 *Lies* in vielen hessischen Ortsnamen nach; darunter sind auch ein *Leisbügel* und ein *Lissbühl*; vgl. auch Bäbler Flurnamen aus dem Schenkenberger Amte. 1889. S. 28.

[4]) Die mhd. Lautgruppe *tw* hat eine doppelte Entwicklung durchgemacht (vgl. Behaghel S. 164); auf hochdeutschem Gebiete hat sie sich in *zw* verwandelt, auf mitteldeutschem in *kw (qu)*; *quer* findet sich wieder in *zwerch* = mhd. *twerh* und *Zwerchfell*; vgl. auch *Quetsche* und *Zwetsche*; *Quecke* und *Zwecke*; *Quelle* wird im Zornthal und auch sonst im Unterelsass *Zwal* gesprochen: Lienhart Lex. IV. 43. Weinhold Al. Gr. S. 186. Andresen Volksetymologie 3. Aufl. 1878 S. 181.

[5]) Vgl. Bossler Die Strassennamen zu Weissenburg 1873 S. 9.

[6]) Buck a. a. O. S. 52; Stehle Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann im Oberelsass. 1887 S. 36. Lienhart Lex. II, 117. Bresch Jahrbuch des V. C. VIII, 96.

[7]) Buck a. a. O. S. 148, 152; Lienhart Lex. III, 23.

Ich breche hier ab, da sich mir vielleicht ein anderes Mal Gelegenheit bietet, ausführlicher auf die Erklärung elsässischer Flur- und Ortsnamen einzugehen. Ich wollte nur an einigen Beispielen zeigen, dass die Mundart und die Flurnamen manches alte Wort bewahrt haben, das im Nhd. ausgestorben ist.[1])

Manche dieser in der Mundart noch fortlebenden alten Wörter können nun in der Schule passend zur Worterklärung herangezogen werden. Stehle hat bereits *firn* = vorjährig (vgl. fern, Firnwein, Firnschnee) u. a. erwähnt.

In dem bekannten Lesestücke „Die halbe Flasche" von Caspari wird der ungewöhnliche Ausdruck *losnesteln* gebraucht; das Verständnis wird für elsässische Schüler nicht schwer sein, die man an *Nestel* = Schnürriemen *(Nestelschuh)*[2]) erinnert. Christoph Kollheim wird *blutarm* genannt. Weigand und andere erklären *blutarm* als *arm bis auf das Blut; blutjung = nur erst das Blut habend.* Kluge hat in seinem Etymologischen Wörterbuch richtig gesehen, dass der erste Bestandteil dieser Zusammensetzungen nicht *das Blut*, sondern das im Elsass erhaltene *blutt* = bloss,[3]) nackt ist. *Blutarm* ist

---

[1]) In vielen elsässischen Orts- und Flurnamen erscheint das alte, jetzt gänzlich ausgestorbene Eigenschaftswort *lützel* = klein (engl. little), z. B. in *Lützel, Lützelbach, Lützelburg* (auch *Luxemburg* hiess ehedem *Lützelburg), Lützelhardt, Lützelhausen, Lützelstein* u. s. w.; siehe auch Stehle a. a. O. S. 20. Nun führt Rathgeber im Jahrbuch des V. C. VI, 141 zu dem bekannten elsässischen Sprichwort:

Ze wenni un ze viel
Verderbt oft 's Spiel

die Variante an (ohne ihre Herkunft anzugeben):

Ze littel un ze viel
Verderbt oft 's Spiel.

Kann mir vielleicht jemand mitteilen, wo *littel* oder *lützel* = wenig, klein noch gebraucht wird? In Sprichwörtern und Redensarten haben sich oftmals alte Wörter erhalten. Ob das Wort in Basel noch fortlebt, kann ich aus Seiler S. 197 nicht recht ersehen, da das Citat: *„'s got lüzel har,* kärglich, ärmlich" aus Sprengs Idiotikon Rauracum v. 1750 genommen ist (Alemannia XV, 211). Nachträglich sehe ich noch, dass der Strassburger Prediger Dannhauer 1646 schreibt:

Zu lützel und zu viel
Verderbet alles Spiel.

Al. XII, 41.

[2]) Lienhart Lex. III, 36.

[3]) Frommann III, 177; V, 181; Lienhart Lex. III, 46; Grimm D. Wb., II, 195; vgl. die alliterierende Verbindung *blutt und bleesli*: Pfingstmontag I, 7. 20; Lienhart a. a. O.; Seiler S. 35. Nachträglich sind in mir Zweifel an der Richtigkeit dieser Ableitung aufgestiegen; aus dem Mhd. ist nämlich die Form *bluotarm* bezeugt, welche die Beziehung auf *blutt* = nackt ausschliesst.

also der, der so arm ist, dass er seine Blössen nicht decken kann; *blutjung* = so jung wie ein junger Vogel, der *blutt* d. h. ohne Federkleid im Neste liegt. Leicht kann man dem Schüler das Wesen des *Meuchelmords* klar machen, wenn man ihn an das elsässische Wort *Müchel* = Versteck, *müchle* = verstecken erinnert.[1]) Im Alpenjäger heisst es: *spielend an des Baches Ranft. Ranft* wird im Elsass in der Bedeutung von Rand noch gebraucht.[2]) *Zwerchfell* erklärt sich ohne Mühe aus dem elsässischen *zwerch* = quer.[3])

Schwierigkeiten bietet die Erklärung von *ungeschlacht*, wenn man sich auf das Nhd. allein beschränkt. Das Elsass kennt noch das Eigenschaftswort *gschlacht:* Pfingstmontag I, 5. 8 *gschlacht wie e Hämmelsqualle;*[4]) im Sundgau sagt man auch *a gschlâchts Pferd* = ein gut zu gebrauchendes Pferd; hieraus ergiebt sich leicht die Bedeutung von *ungeschlacht*. Die *Brombeere* ist eigentlich eine *Dornbeere;* im Sundgau nennt man noch die Dornhecken *Bramen.*

Im Elsass heisst *schnüpere* mit Geschwindigkeit von einem Orte zum andern fliegen;[5]) wenn die Sterne *schnüpern*, giebt es *Sternschnuppen.*

Ich schliesse mit einem Beispiele, aus dem man ersehen kann, dass auch die Erklärer unserer Klassiker manch brauchbare Anleihe bei der Mundart machen können. An folgenden Stellen begegnet uns der für das nhd. Sprachgefühl ungewöhnliche Ausdruck: *die Lust büssen:* Schiller Tell I, 2. 91: „Willst du erwarten, bis er die böse Lust an dir gebüsst?" Uhland Ernst v. Schwaben III. v. 1154: Gebüsst war meine Lust und Bürger der wilde Jäger Str. 8: „So will ich meine Lust doch büssen."

Meist umschreibt man hier *büssen* mit *befriedigen, stillen;* nirgends findet sich aber ein Hinweis darauf, dass die Redensart *d'Lust biesse* = *die Lust befriedigen* noch heute in der Mundart fortlebt.[6])

So glaube ich an einigen Beispielen gezeigt zu haben, dass die Mundart ein treffliches Hülfsmittel in der Hand des Lehrers sein kann, der seinen Unterricht in der Muttersprache auf ein-

---

[1]) Lienhart Lex. III, 35; Stoeber bei Frommann II, 562 mit Verweisungen auf Schmeller und Weigand.

[2]) Lienhart Lex. III, 51; Rathgeber Al. II, 273.

[3]) Siehe oben S. 55 Anm. 4.

[4]) Im Zornthal fast nur noch von zartschmeckenden Speisen gebraucht: Lienhart Lex. II, 143; IV, 26; Pfingstmontag IV, 2. 30: *gschlaachder noch as Syd.*

[5]) Lienhart Lex. IV, 29.

[6]) Von Lienhart Gr. S. 49 unter den Accussativresten aufgezählt.

dringendes Verständnis des Sinnes der einzelnen Wörter aufbaut, und dass man ohne Kenntnis des Altdeutschen oder gar des Griechischen und Lateinischen vermittelst der Mundart in fruchtbringender Weise mit seinen Schülern Etymologie treiben kann.

Einer weiter gehenden Berücksichtigung der Mundart im deutschen Sprachunterrichte möchte ich nicht das Wort reden.

Ich wollte nur darthun und an Beispielen beweisen, dass die Kenntnis der Mundart dem Lehrer nicht nur mittelbaren Nutzen dadurch bringt, dass sie ihn auf die wichtigsten Fehler aufmerksam macht, die der in der Mundart aufgewachsene Schüler beim Gebrauche der Schriftsprache macht, sondern auch unmittelbar deshalb nützt, weil sie ihm bei der Worterklärung, die teilweise in der richtigen Einsicht in die Wortbildung wurzelt, wesentliche Dienste leistet. Um dieses doppelten Nutzens willen sollten es sich die Lehrer angelegen sein lassen, der Mundart volle Beachtung zu widmen.

§ 4. Die Mundart im Lesebuche.

Es erübrigt noch eine letzte Frage zu erörtern: ob nicht vielleicht in grösserem Masse als dies bisher geschehen ist, Dialektproben in unseren Lesebüchern Aufnahme finden könnten. Das Lesebuch für die Oberklassen der Elementarschulen Elsass-Lothringens enthält Hebels Wegweiser und Sonntagsfrühe, sowie mundartlich mitgeteilte Sprichwörter und Bauernregeln.

Sollen nun zunächst noch Proben aus andern Dialekten aufgenommen werden, z. B. Gedichte von Fritz Reuter, Klaus Groth, Holtei u. a.? Gewiss sind unter diesen manche, die sich wegen der Schönheit der Form und der Tiefe der Gedanken sehr gut zur Aufnahme in ein Lesebuch eigneten. Allein es ist zu befürchten, dass das Verständnis dieser niederdeutschen oder schlesischen Dichtungen bei oberdeutschen Schülern auf unüberwindliche Schwierigkeiten stösst.

Fällt es doch schon einem erwachsenen Süddeutschen schwer, Reuter zu verstehen, und nun gar einem Kinde!

Wie steht es aber mit der heimischen Dichtung? Ich habe die verschiedenen Sammlungen elsässischer Gedichte gerade auf diesen Zweck hin durchgesehen; so das Schatzkästel, das eine reiche Fülle von Beiträgen der Dichterfamilie Ehrenfried, August und Adolf Stoeber, vom Papa Hirtz, dem noch

lebenden Nestor der elsässischen Dialektdichter u. a. m. enthält; die Veröffentlichungen Stoebers im Sagenbuch und an anderen Stellen; die Gedichte Gayelins u. s. w.

Allein ich habe nur wenige Gedichte gefunden, die man ohne Bedenken zur Aufnahme in ein Volksschullesebuch vorschlagen könnte.

In der Mundart hat ein Volksstamm seinen Charakter selbst gezeichnet, und so ist gerade sie ein treffliches Mittel zur Charakteristik eines Volksstammes. Die Sprache hat hier gewissermassen dem Künstler, der des Stammes Charakter nachbildend darstellen will, schon die Umrisse vorgezeichnet, die Farben gemischt. Allein die Mundart verlockt, weil sie ein gar so bequemes Mittel ist, dazu, die Farben zu dick aufzutragen und die Grenzen der Schönheitslinien zu verwischen.[1]) Der eben geschilderten Gefahr sind nun eine grosse Zahl der elsässischen Dialektdichtungen unterlegen; sie sind für den, der das elsässische Volk kennen lernen will, ein treffliches Studienmaterial. Allein für die Zwecke der Schule sind sie darum noch nicht geeignet. Da, wo der Dialekt in lyrischen Gedichten verwendet wird, verliert sich der Ausdruck oft in alltäglichen und trivialen Wendungen. Andere Gedichte, die sonst vermöge ihres Inhaltes und ihrer Form als schulgemäss erscheinen könnten, sind zu gross. Der Dichter kann sich in dem Gebrauche der Dialektformen gar nicht genug thun.[2])

Wünschenswert wäre es aber, wenn in die an den Seminarien gebrauchten Lesebücher einige der besseren, bekannteren Dialektdichtungen aufgenommen würden — wie dies z. B. Förster gethan hat —, damit die angehenden Lehrer auch mit diesen Werken deutscher Dichtung bekannt gemacht werden könnten. Auch wird man ihnen davon sprechen können, welche Vorurteile Voss zu überwinden hatte, als er seine niederdeutschen Idyllen dichtete, dass seine Bestrebungen von süddeutschen Dichtern wie Usteri und Hebel (Voss verbrachte seine letzten Lebensjahre in Heidelberg) aufgenommen wurden. Namen wie Reuter, Groth, Holtei sollten den Seminaristen nicht ganz fremd bleiben. Jedenfalls müssen sie wenigstens einige der elsässischen Dichter genauer kennen lernen, vor allem die Gebrüder August und Adolf Stoeber, die in ihrer dichterischen Bedeutung zu einem Vergleiche mit dem

---

[1]) Klaus Groth Über Mundarten und mundartige Dichtung S. 4; Osthoff S. 34.

[2]) Gleichwohl ist Spachs Urteil über die elsässische Dialektdichtung (Moderne Kulturzustände 1871 I, 106) zu schroff.

schwäbischen Dichterkreise,[1]) in ihren wissenschaftlichen Neigungen zu einer Parallele mit Uhland und den Gebrüdern Grimm herausfordern, mit denen sie auch in regem Briefwechsel standen.[2])

Auch kann man die angehenden Lehrer gelegentlich daran erinnern, etwa in der Geschichtsstunde, dass die deutsche Sprache in der mundartlichen Form sich im Elsass auch in der Zeit lebendig erhalten hat, als die französische Regierung kein Mittel unversucht liess, der französischen Sprache zur alleinigen Herrschaft zu verhelfen und die deutsche aus dem öffentlichen und privaten Verkehr zu verdrängen. Damals wurden die elsässischen Dichter nicht müde, die teuere Muttersprache als kostbarstes Vermächtnis der deutschen Vergangenheit zu preisen.[3]) 1847 sang Adolf Stoeber, der am 8. November 1892 von uns geschieden ist:

„Muttersprache, deutschen Klanges,
O, wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O, mich kränkte der Verlust,
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust.“

Und wenige Jahre darauf, 1852, dichtete Daniel Hirtz, der elsässische Dichtergreis, die herzlichen Worte:

„M'r g'hoere hyt ze Frankreich wohl
Un theile Noth und Glüeck;
Doch klingt uns d'Muedersprooch nit hohl,
Sie gilt noch grossi Stüeck!
M'r drucke gern un herzli d'Hand
Un nit ellein zuem Schyn —
Durch Sprooch un Sitte nood verwandt,
De Brüeder üew'rem Rhyn!
Uss uns'rm Herze steit's Gebett
Noch dytsch zum Himmel nuff,

[1]) Spach a. a. O. I, 82.

[2]) Martin im Jahrbuch des V. C. I, 20; Anzeiger für deutsches Altertum XII, 107.

[3]) Lorenz und Scherer Geschichte des Elsasses 1871 II, 215. Kurz Die deutsche Litteratur im Elsass 1874 S. 44; vgl. auch die Biographien elsässischer Dichter, wie August Stoeber, Karl Candidus, Gustav Mühl, Georg Zetter (Friedrich Otte), welche Martin in verschiedenen Bänden des Jahrbuchs des V. C. veröffentlicht hat. 1867 trat der kath. Pfarrer Cazeaux warm für die Beibehaltung der deutschen Sprache ein: „Versuch über das Beibehalten der deutschen Sprache im Elsass“ von L. Cazeaux. Strassburg 1867.

M'r halte dran, als wie e Klett
Un böue Hyser druff.
So lang noch unser Müenster steht,
— Un diss isch kerneg'sund —
Au d'Muedersprooch nit untergeht,
Denn Viel gäng dnoh zu Grund!"

Dass die Muttersprache nicht untergegangen ist, dass alle französischen Äusserlichkeiten den gesunden deutschen Kern des elsässischen Volkes nicht vernichten konnten, dass 1870 den siegreich einziehenden Deutschen deutsche Laute entgegenklangen, ist wohl nicht zum wenigsten schuld daran gewesen, dass die Elsässer sich so bald in ihr altes und doch wiederum neues Vaterland hineingelebt haben, das ihnen der Machtspruch des Krieges zurückgegeben hat.

Was Dichter wie Adolf und August Stoeber, Daniel Hirtz, Karl Bernhard und manche andere aussprachen, das dachte und fühlte die grosse Mehrheit des elsässischen Volkes.

Und so sind jene Dichterworte der vollen Beachtung von Seiten dessen wert und würdig, der die Geschichte des Elsasses in unserm Jahrhundert, besonders seine Wiedervereinigung mit Deutschland, richtig verstehen will.

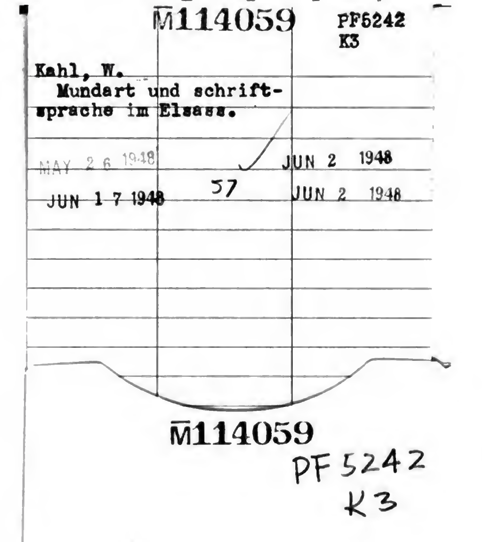
Nur beiläufig will ich noch erwähnen, dass auch der Unterricht in der Heimatkunde durch Bezugnahme auf Dialekt und Dialektdichtung manche fruchtbringende Bereicherung erfahren kann, wofern man in der Heimatkunde mehr erblickt als eine trockene Zusammenstellung toter Zahlen und geographischer Einzelheiten.

J. Grimm hat einmal gesagt: „Erst kraft der Schriftsprache fühlen wir Deutsche lebendig das Band unserer Herkunft und Gemeinschaft und solchen Vorteil kann kein Stamm zu teuer erkauft haben oder um irgend einen Preis hergeben wollen."

Daneben bleibt es aber unbestritten, dass die Kenntnis der Mundarten oder zum wenigsten das Lesen mundartlicher Dichtungen die Stämme in Deutschlands Gauen nicht trennt, sondern nur noch inniger miteinander verbindet. „Im flachen Norden — mit diesen Worten Osthoffs[1]) will ich schliessen — vernimmt der Niederdeutsche die Stimmen seiner äussersten südlichen Brüder in den Bergen, wenn er die alemannische Innigkeit des Gefühls, wie sie in Hebels Gedichten zum Ausdruck kommt, mit empfinden lernt. Aus Groths Quickborn erschliesst sich dem Süddeutschen Denken und Fühlen der stammverwandten nordischen Meeranwohner in

[1]) S. 38.

den holsteinschen Ditmarschen. Und vollends dem unverwüstlichen mecklenburgischen Schalkshumor sind ja durch Fritz Reuter in allen Teilen des Vaterlandes warme Freunde gewonnen. Litterarische Pflege der Mundarten vermittelt so den geistigen Verkehr zwischen Deutschlands Völkerstämmen, hilft die gegenseitigen Vorurteile mindern und lässt, wie es Klaus Groth so schön sagt, den Bruderstamm dem Bruderstamm ins Herz schauen.“




GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000869033



